3 1761 07290932 8

Mohammed

und die Seinen

von

H. Reckendorf

Wissenschaft und Bildung

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Geisteswissenschaften

Lied und Musik im deutschen Studentenleben von Privatdozent Dr. **H. Abert** in Halle.

Die Romantik von Privatdozent Dr. **H. Deetjen** in Hannover.

Einführung in die Psychologie von Prof. Dr. **A. Dyroff** in Bonn.

Die Erziehung zum Staatsbürger von Prof. Dr. **H. Geffcken** in Köln.

Rousseau von Professor Dr. **L. Geiger** in Berlin.

Sozialismus von Prof. Dr. **C. Grünberg** in Wien.

Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer von Privatdozent Dr. **P. Herre** in Leipzig.

Christus von Prof. Dr. **O. Holtzmann** in Gießen.

Die Troubadours von Privatdozent Dr. **L. Jordan** in München.

Volksleben im Lande der Bibel von Prof. Dr. **Löhr** in Breslau.

Die Alpen von Privatdozent Dr. **Machaček** in Wien.

Volkswirtschaft und Staat von Prof. Dr. **K. Kindermann** in Hohenheim.

Intelligenz und Wille von Prof. Dr. **E. Meumann** in Königsberg i. Pr.

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart von Prof. Dr. **E. Meumann** in Königsberg i. Pr.

Anleitung zu geographischen Beobachtungen auf Reisen von Prof. Dr. **S. Passarge** in Breslau.

Mohammed und die Seinen von Prof. Dr. **H. Reckendorf** in Freiburg i. B.

Das moderne Haus und seine Innendekoration von Prof. Dr. **M. Schmid** in Aachen.

Der Deutsche Roman des 19. Jahrhunderts von Privatdozent Dr. **F. Schultz** in Bonn.

Die Lehre von der Lautbildung von Prof. Dr. **L. Sütterlin** in Heidelberg.

Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege in der modernen Stadt von Privatdozent Dr. **A. Weber** in Bonn.

Fortsetzung auf dem Rücksatz!

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Dr. Paul Herre
2

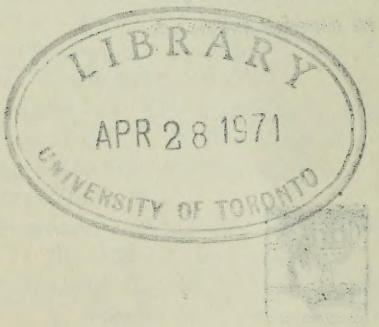
Mohammed und die Seinen

von

H. Reckendorf
Professor an der Universität Freiburg i. B.

1907
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

BP
75
R37



Alle Rechte, einschließlich das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Mohammeds Wirksamkeit 1

1. Die religionsgeschichtliche Stellung Mohammeds (S. 1). — 2. Die Erweckung Mohammeds (S. 3). — 3. Mohammeds Einfluß auf die Gemüter; die älteste Gemeinde (S. 5). — 4. Die Gegner (S. 13). — 5. Die Hedschra und Mohammeds Herrschaft in Medina (S. 15).

II. Mohammeds Kriege 23

1. Entwicklung Mohammeds zum Feldherrn (S. 23). — Der Glaubenskrieg (S. 27). — Die einzelnen Feldzüge (S. 29). — 4. Die Ursachen der Erfolge (S. 33). — 5. Die Kriegsmittel (S. 36). — 6. Das Menschenmaterial (S. 38). — 7. Rechtsbrüche (S. 45). — 8. Mißerfolge (S. 47). — 9. Krieg und Dogmatik (S. 50).

III. Mohammeds Gefährten 54

1. Die Lehrer und Schüler Mohammeds (S. 54). — 2. Motive der Bekehrungen (S. 55). — 3. Opfer der Gläubigen (S. 56). — 4. Mohammeds Forderungen (S. 62). — 5. Belohnungen (S. 64). — 6. Konzessionen (S. 68). — 7. Einzelne Persönlichkeiten (S. 72).

IV. Staatsoberhaupt und Untertanen 86

1. Die Verhältnisse in Medina (S. 86). — 2. Die Theokratie (S. 89). — 3. Die Menschheit und die Stämme (S. 96). — 4. Die Nichtmohammedaner (S. 104). — 5. Das Gemeinwohl (S. 108). — 6. Die Staatseinnahmen (S. 111). — 7. Mohammeds Lebensende (S. 114).

V. Ausblick 116

1. Der Islam nach Mohammeds Tode (S. 116). — 2. Der Monotheismus (S. 118). — 3. Der Prophet (S. 120). — 4. Gegenströmungen (S. 127). — 5. Die Araber (S. 131).

VI. Anhang: Literatur 133

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mohammedunddiese00reck

I. Mohammeds Wirksamkeit.

1. Die religionsgeschichtliche Stellung Mohammeds (1). 2. Die Erweckung Mohammeds (3). 3. Mohammeds Einfluß auf die Gemüter; die älteste Gemeinde (5). 4. Die Gegner (13). 5. Die Hedschra und Mohammeds Herrschaft in Medina (15).

1. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Asien die Heimat der großen Religionsformen der heutigen Kulturmenschheit ist. Sie sind gegründet von Personen, die den religiösen Gedankeninhalt ihrer Umgebung prüfen, manches ausscheiden, anderes hinzufügen und so ein neues charakteristisches Ganzes formen. Als letzte dieser Religionen erschien der Islam auf dem Plan. Sechs Jahrhunderte nach Jesus, elf Jahrhunderte nach Buddha trat der Araber Mohammed auf mit dem Anspruch, eine „Religion für die Welten" zu bringen, und wenn es ihm auch nicht vergönnt war, den ganzen Siegeszug des Islams zu erleben, dessen Bekenner heute vom Sultanat Sansibar bis an den Irtisch und Ob, vom atlantischen Ufer Nordafrikas bis an den Stillen Ozean in kompakten Massen sich finden, so starb er doch (632 n. Chr.) in der frohen Zuversicht, daß sein arabischer Kirchenstaat weiterwachsen und alle bestehenden Religionen und Staaten auffangen werde.

Jede der großen Religionen ist unter besonderen Zeitverhältnissen entstanden, und das Verhalten ihrer Stifter ist recht verschieden. So trägt auch die Entstehung und erste Ausbreitung des Islams ihr charakteristisches Gepräge. Was bei Mohammed vor allem in die Augen fällt, ist, daß er, im Unterschiede von den andern, seine religiöse Propaganda in einer ganz universellen Weise und namentlich mit Waffengewalt treibt. Die andern wirken für die Ausbreitung ihrer Lehre im Volke und bei den Mächtigen, sie wirken durch privates Gespräch und öffentliche Predigt. Das tat auch Mohammed, und während der früheren Zeit seiner Wirksamkeit sogar ausschließlich; allein nirgends gewahren wir eine

solche Vereinigung von Mitteln als da sind: Wort und Schrift, Poesie und Prosa, Besänftigung und Aufstachelung der Leidenschaften, Lohn und Strafe, offener Krieg und Meuchelmord, Kompromisse, Verträge, Moralpredigt und praktische Leistung auf dem Gebiete des sozialen Wohls usw.

Der Islam ist keine Schöpfung aus Nichts; er steht in engster Abhängigkeit namentlich von den beiden biblischen Religionen. Mohammed macht im Koran — der Bibel des Islams — kein Hehl hieraus und lebt der festen Überzeugung, daß sein Auftreten in der Bibel vorausverkündet sei. So sagt er z. B.: „Als Abraham und Ismael das heilige Haus in Mekka gründeten, sprachen sie zu Allah (= Gott): ‚O Herr, erwecke unter unsern Nachkommen einen Boten, daß er ihnen deine Zeichen lese und sie das Buch und die Weisheit lehre und sie reinige‘.“ Die genannten beiden Männer sind aber nach Mohammeds Ansicht nicht bloß die Gründer des „heiligen Hauses“ in Mekka — bis heute das Zentralheiligtum des Islams — sondern auch die Gründer der wahren Religion auf Erden überhaupt. Sie haben eigentlich schon den Islam gelehrt und manche Propheten nach ihnen sind für den Islam eingetreten; aber die Menschen haben die Züge der Abrahamsreligion verwischt und verschoben, bis er, Mohammed, kam, als letzter und größter der Propheten, um die lautere Lehre Allahs wieder auf Erden zu predigen. Es ist das letzte Mal, daß Allah der Menschheit eines der großen heiligen Bücher offenbart; mit dem Islam ist die religiöse Entwicklung abgeschlossen, nur noch das große Weltgericht hat zu kommen.

In dieser Bestimmtheit ergab sich allerdings dem Propheten seine Auffassung nicht von Anfang an; er hatte eine religiöse Entwicklung durchzumachen, die sein Werk, der Koran, in ihren einzelnen Stadien zeigt. Erst allmählich und nach schweren inneren Kämpfen dämmerte es ihm, daß er dazu berufen sei, das in der Bibel Begonnene zu vollenden. Aber von Anfang an sind biblische Ideen die wesentlichen Elemente seines neuen Glaubens. Sie regten ihn zu religiösem Denken an, und mittels ihrer gewann er die Herzen seiner Zuhörer. Wir werden sehen, daß auch arabisch-heidnische Bestandteile dem Islam nicht fehlen.

Das vorliegende Kapitel soll nun einen Überblick über Mohammeds Lebensgang geben mit besonderer Berücksichtigung

der Frage, wie die persönlichen und politischen Verhältnisse die Entwicklung seiner Religion und seines Prophetentums bedingten, und durch welche Mittel er seinen Beruf verwirklichte.

Mohammed (geb. um 570 n. Chr.) stieß bei seinem reformatorischen Auftreten begreiflicherweise auf Widerstand. Aber er fand insofern eigentümliche Schwierigkeiten, als er nicht nur seinen Lehren durch Kampf mit den herrschenden Anschauungen seiner Landsleute Anklang zu verschaffen hatte, sondern auch insofern er mit einer gewissen religiösen Apathie zu ringen hatte. In dem arabischen Heidentum, wie es in Mohammeds Zeit und näherer Umgebung beschaffen war, sucht man vergeblich nach einem intensiven religiösen Zug. Seine Araber standen in einem gewöhnlichen, nüchternen Götzentum, an dessen leblosen Bräuchen und Götternamen sie herkömmlicherweise festhielten. Wohl erschienen Personen, die sich infolge der Gehaltlosigkeit der heidnischen Religion unbefriedigt fühlten und etwas Besseres suchten — die Araber nannten sie „die Sucher" — und die zu den in Arabien ziemlich stark vertretenen Juden und Christen gingen, um sich belehren zu lassen, und es dann auch selbst mit einer dieser Religionen versuchten. Aber sie agitierten nicht und erweckten kein allgemeines Interesse für religiöse Fragen. Es ist also keine große religiöse Gärung, aus der Mohammeds Religion aufschäumte, und in seiner gläubigen Gemeinde scheinen sich keine „Sucher" zu befinden.

2. Aber Mohammed war ein Sucher. Im Verkehr mit Monotheisten befallen ihn Zweifel, ob es recht ist, in der heidnischen Weise weiterzuleben. Er erfährt, daß eine schwere Strafe im Jenseits seiner harrt, er erfährt vom Jüngsten Gericht — und das war es, was sein Gemüt bis in die Tiefe aufwühlte und ihn mit unsäglicher Angst erfüllte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Mohammed an einer Nervenkrankheit litt. Wir besitzen detaillierte Schilderungen der Zustände, in die er verfiel; sie sind nicht bloß psychischer Art, sondern von bestimmten körperlichen pathologischen Erscheinungen, z. B. Krämpfen, Fieber, Schweißausbruch begleitet. Mag die Krankheit Ursache oder Wirkung der religiösen Erschütterungen des etwa 40jährigen Mannes — er hatte schon eine verheiratete Tochter — gewesen sein, Tatsache ist, daß alles echt war, und es wäre verkehrt, wollte man den damaligen Mohammed zu den Be-

trügern werfen. Auch sein religiöses Ringen fing redlich mit der Frage an: „Was soll ich Gutes tun, daß ich das ewige Leben möge haben?", wenn auch nicht gerade in diesem Wortlaut. Erst im weiteren Verlaufe seiner priesterlichen Tätigkeit geriet er auf andere Bahn.

Seine Gewissensnot war groß, und in der nationalen Religion seines Volks fand er nichts, woran er sich klammern konnte, nicht einmal eine komplizierte Werkheiligkeit, in deren gewissenhafter Erfüllung er sich hätte betäuben können; wirft er doch auch seinen Volksgenossen nicht Werkheiligkeit vor. Der aufgeregte Mann war von seinen Zweifeln so gemartet, daß er sich nicht zu helfen wußte. Er war öfters bewußtlos, stürzte mit großer Gewalt hin oder taumelte wie ein Betrunkener. Er durchstreifte die wildzerrissenen Berge der Umgebung seiner Vaterstadt Mekka und jene gefürchteten Steinwüsten, wo nur Fels und Geröll um ihn her war, der Boden kahl, nirgends eine feuchte Stelle, um die sich Pflanzenwuchs bilden kann, die Felsen zu abenteuerlichen Gestalten emporgereckt und daneben dunkle Klüfte, grelles Licht und scharfer Schatten, sengende Hitze am Tage und eine plötzlich einsetzende Kälte bei Nacht. Der Mensch ist dort von einem brennenden Durst gequält, der allein schon imstande ist, Wahnvorstellungen zu wecken. Und nun finden wir wieder ein Stück arabischen Heidentums: Mohammed hielt sich für besessen von den Spukgestalten, mit denen die Phantasie der Araber die Welt bevölkerte. Denn in Krankheitszuständen wie den seinen erblickte der Araber das Werk übernatürlicher, bösartiger Mächte, so daß also Mohammed, gestützt auf die Anschauungen seines Volks, überzeugt war, Beziehungen zu geheimnisvollen Wesen zu haben, jedoch, und das vermehrte seine Pein, zu unholden Wesen.

Da kam ihm in höchster Not als die folgenschwere Wendung der erlösende Gedanke: Nicht bösartige Mächte waren es, die auf ihn wirkten, es war Allah, der schon von den heidnischen Arabern anerkannte Gott, vgl. S. 8 (dessen Name nicht nur etymologisch zum hebräischen Gottesnamen gehört, sondern ihm auch im Klang ähnlich war).

Nun war alles anders. War es nicht die Rotte der „Dschinnen" („Dämonen"), von denen seine Ideen herrührten, sondern Allah, dann waren seine Ideen gut und beherzigenswert. Er trat also in diesem Punkte in einen Gegensatz zur

Ansicht seiner Landsleute; er bestritt ihnen, daß er „madschnūn" („von Dschinnen, Dämonen besessen") wäre. Wir wissen nicht, wie es beim Zustandekommen dieser Lösung zuging. Seine eigene Darstellung läßt schließen, daß eine Luftspiegelung wenigstens den äußeren Impuls brachte. Jedenfalls stand ihm jetzt fest, daß Allah, die Quelle seiner religiösen Gedanken und ekstatischen Zustände, als höchstes Wesen verehrt werden mußte, wenn man sich vor der gefürchteten Strafe bewahren wollte. In dem Augenblick, als Mohammed zur Überzeugung gelangte, daß nicht Dämonen ihn narrten, sondern daß er sich auf gutem Wege befand, war der Islam entstanden (um 610 n. Chr.).

3. Soweit wäre Mohammeds Entdeckung eine Privatangelegenheit gewesen, die er mit seinem Gotte ausmachte. Allein auch der Drang zur Propaganda fand sich ein, und damit beginnt die Geschichte des Wirkens Mohammeds. Er erlangte nämlich noch eine weitere Überzeugung. Die Schrecken des großen, von Allah angedrohten Strafgerichts trafen all die, die unrechte Handlungen gegen ihre Mitmenschen auf dem Gewissen hatten, und damit macht sich ein soziales Moment bemerkbar. Mohammed zwar galt für einen redlichen, guten Mann, aber unter seinen mekkanischen Mitbürgern sah es vielfach schlimm aus. Mekka war eine reiche Kaufmannsstadt mit einer harten, gewalttätigen Aristokratie und schroffen Gegensätzen zwischen reich und arm. Hier setzte Mohammeds Kritik ein, und hier lag seine Verbindung mit der Öffentlichkeit. Er fühlte den Beruf, seine religiösen Errungenschaften zu verwerten und in jenen Verhältnissen Wandel zu schaffen, oder, wie sein gegenständlicheres Denken es auffaßte: Allah beauftragte ihn damit. Und nun verkündet er das große Strafgericht, um sein Volk davor zu retten. Er will in den Menschen den Gedanken wecken, daß eine Sündenlast auf ihnen ruht, und ihnen zeigen, wie sie sie abwälzen können. Wir gewahren hier zwei kräftige Hebel der älteren Wirksamkeit Mohammeds: Aufregende Schilderungen des göttlichen Strafgerichts, die seinem in heiliger Begeisterung redenden Mund entquollen; dadurch fesselte er den Sinn seiner Hörer. Und zweitens die Forderung, die sozialen Mißstände zu lindern; dadurch machte er sich zum Anwalt der unteren Schichten des Volkes, der Unbemittelten und Sklaven.

Es hieße indes dem Gange der Begebenheiten vorangeilen, wollte man meinen, der Prophet sei sofort vor die Öffentlichkeit getreten. Vielmehr offenbarte er zunächst im engsten Kreise seiner Familie, was drohte und wo das Übel saß. Wirkliche Teilnahme brachten ihm längere Zeit nur zwei Personen entgegen: seine Frau Chadîdscha und ein Verwandter von ihr. Der war selbst ein „Sucher" und bekehrte sich zum Christentum; er wurde kein eigentlicher Anhänger Mohammeds, verschwindet übrigens bald aus der Geschichte. Das Verhalten der Frau Mohammeds läßt längere Zeit nicht klar erkennen, ob sie mehr aus Mitleid handelte oder an die Richtigkeit der Offenbarungen glaubte. Ähnlich bleibt bei den anderen Zuhörern anfangs dunkel, ob ihnen bei Mohammeds Reden nur unheimlich zumute wird, oder ob sie das, was er sagt, schon für bestimmt wahr halten. Jedenfalls war es von großer Wichtigkeit für den Gang der Dinge, daß Mohammed in seinem Familienkreise doch bald ernst genommen wurde und dort ungestört seinen Ideen leben und sie aussprechen konnte. Die nächsten Gläubigen waren seine Töchter, ein Knabe, den er adoptiert hatte, sein Sklave und entferntere Angehörige. Es folgte eine Anzahl anderer Personen, mit denen er bereits früher bekannt war, und von denen ihn mehrere schon längst liebgewonnen hatten. Denn er war von Natur nicht menschenscheu, besaß ein gewinnendes Wesen und eine geschickte Art, mit den Leuten zu reden. Er war von unscheinbarer Herkunft und war früher arm gewesen (S. 14), so daß er Verständnis für die Lage der Gedrückten hatte und sie zu sich heranzog; die Vermögenden waren in der sich bildenden Gemeinde dünn gesät.

Mehr und mehr erweiterte sich die Schar der ständigen oder gelegentlichen Zuhörer über den Kreis der Familienangehörigen und Freunde hinaus. Die religiösen Exaltationen kehrten noch immer wieder, und bei dem Gedanken an das Jüngste Gericht erfaßte ihn stets von neuem Grausen. Es machte einen tiefen Eindruck, wenn der von seinen Visionen gepeitschte Mann in seinem aufrichtigen und zwingenden Ton und in phantastischer sprachlicher Form, in nie vernommenen Ausdrücken die Gegenstände seines Schauens beschrieb. Seine Offenbarungen behielten einen konkreten Charakter, begaben sich nicht auf das Gebiet der Mystik und Spekulation und blieben

daher den einfachen Leuten verständlich. Und mochten auch dem und jenem Anhänger Einzelheiten unklar bleiben — das vermag wohl in solchen Fällen nicht, den Eindruck des Ganzen zu schädigen, eher ihn zu steigern. Er imponierte einer zusehends wachsenden Gemeinde, die ihm glaubte, daß sein Schauen wahrhaft, sein Rapport mit Allah ein objektives Erlebnis wäre. Das bildete die Grundlage des Vertrauens, das seine engere Gemeinde für alle Zukunft in ihn setzte. Die ethischen und dogmatischen Lehren, die man von ihm vernahm, durften sich derselben Würdigung erfreuen wie die Visionen, durch die er seine Zuhörer hinriß; sie erschienen als Eingebungen derselben geheimnisvollen und gütigen Macht, die ihn jene übernatürlichen Erlebnisse durchmachen ließ, denn er verkündete auch die rein gesetzgeberischen Maßregeln, deren es später immer mehr wurden, als Offenbarungen Allahs. Der Gedanke an das große Weltgericht, der selbst da, wo er seit vielen Jahrhunderten immer wieder ausgesprochen wird, seine Wirkung nicht verfehlt, packte in jenen Kreisen, wo er völlig neu auftrat, die empfänglichen Gemüter mit Macht, ähnlich, wenn auch schwächer, wie den Propheten selbst.

Die Araber der Umgebung Mohammeds hatten sich in der Heidenzeit wenig Gedanken über das Fortleben nach dem Tode gemacht. Mohammed aber lehrte positiv und nachdrücklich eine Fortdauer der Seele in einem bewußten Zustande, ja, er predigte die kühne Idee von der Auferstehung des Fleisches und verweilte mit Vorliebe dabei.

Da läßt er vor dem geistigen Auge der Versammlung die Toten aus ihren Gräbern steigen, die Menschen werden wie Motten herumflattern, die Berge wie Wollflocken. Er zeigt ihnen die Schrecknisse der Hölle, die Prozeduren am Tage des Jüngsten Gerichts, die Zertrümmerung der Erde, den Einsturz des Himmels und verschmähte die krassesten Darstellungsmittel nicht. Es waren Gemälde, die der arabischen Poesie fremd waren.

Die Periode der Visionen vom Jüngsten Gericht hielt an während der ganzen Zeit der Begründung der Gemeinde in Mekka, um sich dann allmählich zu verlieren. Dagegen blieb die Schilderung des Paradieses (s. unten Kap. III, 5) stets ein beliebtes Thema, wenngleich ohne den phantastischen Schwung. Es war eine für den Araber ebenfalls neue Vorstellung,

die namentlich für die mit irdischem Glück nicht Gesegneten viel Gewinnendes hatte.

In dem Verfügen über Paradies und Hölle äußert sich der allmächtige Gott. Auch sonst wird Mohammed nicht müde, Gottes Allmacht zu demonstrieren, eine göttliche Eigenschaft, die seinen Landsleuten noch nicht aufgegangen war, denn die Heidengötter hatten innerhalb einer gewissen Sphäre eine gewisse Macht, waren aber nicht allmächtig. Ebensowenig besaßen die Heiden den von ihm gelehrten Begriff der göttlichen Barmherzigkeit. Mit ihr wurden in den schweren Zeiten, die bald über die junge Gemeinde hereinbrachen, die Gemüter aufrechterhalten. Mohammed gab ihnen in allen Lebenslagen ein frischbelebtes Gottvertrauen, dessen Verläßlichkeit dadurch garantiert wurde, daß Mohammeds Gott moralische Eigenschaften hatte, ja schon dadurch, daß das Vertrauen überhaupt vorhanden war.

Mohammeds Sittenlehre stand in enger Verbindung mit dem Gedanken an das drohende Gericht. Wir kennen nun den Charakter einer ganzen Anzahl der Anhänger Mohammeds genau genug, um behaupten zu dürfen, daß seine Tugend- und Pflichtenlehre auch ohne die dahinter stehenden fürchterlichen Drohungen bei manchen Verständnis fand, weil sie verwandte Saiten erklingen ließ. Aber auch was seine dogmatische Forderung — Verehrung Allahs — anlangt, so war sie geeignet, schlummernde Gedanken in den Herzen zu wecken. Der Monotheismus, so wie ihn Mohammed aufstellte, bedeutete zwar einen Bruch mit der arabischen Vergangenheit, allein es ist Zweierlei zu erwägen.

Erstens besaß der monotheistische Gedanke unter den Stämmen Arabiens einen gewissen Anhalt, und es war für den Propheten eine Erleichterung, daß er bei diesem schwierigen Gegenstande schon etwas Fundament vorfand. Gottes Name „Allah" war, wie bereits bemerkt ist (S. 4), dem arabischen Heidentum nicht fremd. Es war die allgemeinste Bezeichnung der Götter; jeder Gott war ein Allah. Schon lange vor Mohammed war aber dieses Wort, das also nur Gattungswort gewesen war (wie „der Gott"), in die Bezeichnung eines einzigen Individuums übergegangen, eines bestimmten Gottes, der neben den anderen oder sogar über ihnen stand. Er wurde höchster und zugleich weithin in Ara-

bien verehrter Gott. Die Götter, die der eine Stamm verehrte, verehrte der andere nicht, aber den Allah verehrten sie, wie es scheint, alle. In Mekka gab es einen Hauptgott namens Hobal, der zugleich als Allah — aber in Götzengestalt — angebetet wurde; die anderen dortigen Götter waren seine Kinder. Nach Ansicht der Mekkaner hatte Hobal Himmel und Erde geschaffen. Die Richtung auf einen dominierenden Gott, und zwar denselben, den Mohammed verkündigte, war sonach bei Mohammeds Zuhörern bereits angebahnt.

Zweitens predigte Mohammed nicht von Anfang an die absolute Nichtigkeit der Götter. Sie stehen nur weit unter Allah, viel weiter als die Heiden annahmen, die auch ihrerseits hier schon Rangunterschiede machten. Die Götter gehörten nach Mohammed überhaupt nicht in eine Klasse mit Allah, sie sollten nicht verehrt werden, und unter keinen Umständen durfte ein Gott im Bilde angebetet werden; eine Anschauung, die damals in Arabien auch anderwärts schon Wurzel gefaßt zu haben scheint. Es war der Grad der Herabdrückung der Götter, der den Widerspruch der Heiden hervorrief. Es dauerte noch einige Zeit, und Mohammed bestritt, daß die Heidengötter überhaupt Götter seien, außer Allah. Dämonen (und Engel) ließ er gelten, nur sollten sie nicht als göttliche Wesen angesehen werden, und so konnten Heidengötter als Dämonen in den Islam hinübergerettet werden.

Einerseits hatte also das Heidentum dem Monotheismus Mohammeds vorgearbeitet, und anderseits verfuhr Mohammed anfangs nicht radikal mit der alten Götterwelt. Außerdem lehrte er Sündigkeitsgefühl und warme Teilnahme für die Armen und Schwachen.

Die junge religiöse Gemeinschaft, die sich bildete, drang tiefer in das eigene Innere als die heidnische. Mit der Fundamentalfrage, ob der alte Glaube der richtige war oder nicht, und ob man die Pietätlosigkeit begehen sollte, Mohammeds Neuerungen anzunehmen oder nicht, war Zwiespalt in die Gemüter getragen. Da mußten sie nun prüfen und sich entscheiden. Und neben den metaphysischen gab es moralische Fragen, die zu denken gaben, und Fragen des Kultus, der einen neuen Sinn erhielt. Mohammed, der solche, bei den Seinen unerhörte Ideen vertrat, erschien als ein außerordentlicher und

gelehrter Mensch, da er nicht nur wohltuend auf das Gemüt wirkte, sondern auch den Verstand beschäftigte. Später imponierte er als Gesetzgeber und Richter, der nicht bloß allgemeine moralische Prinzipien aufstellte, sondern in allen Kleinigkeiten des praktischen Lebens Entscheidungen zu geben wußte. Dieser kluge Mann bewegte sich auch in der älteren Zeit nicht im Nebelhaften; Freund und Feind wußten klar, was er forderte. Von rein dogmatischen Dingen bot er nicht allzuviel — just so viel, wie er selbst besaß. Denn er verstand sich nicht auf die tiefere Behandlung dogmatischer Themata. Er hatte keine ausgedehnten literarischen Kenntnisse, und was er von den biblischen Religionen und ihren Absenkern wußte, waren einfache Lehren und Geschichten, die er mündlichen Quellen verdankte. Er hatte keine höhere geistige Schulung genossen und erwarb sie sich auch nie; er stand vor der doppelt schwierigen Aufgabe, sich seine Sprache für die Erörterung religionsphilosophischer Fragen zu gestalten, und zwar gleich in einer dem einfachen Manne klaren Form. Überdies hatte er zu vielen Leuten zu reden, die von der ganzen Geschichte nichts wissen wollten. Seine Arbeit ist denn auch nichts weniger als tiefsinnig. Die religionsphilosophischen Probleme der Willensfreiheit, Unsterblichkeit, göttlichen Gnade usw. waren damals von der gelehrten Menschheit schon viel schärfer gestellt und eindringender behandelt worden, als Mohammed auch nur geahnt hat. Er war ein Mann der Anschaulichkeit, nicht der Spekulation. Seine religiösen Gedanken waren nie kompliziert, am wenigsten in der älteren Zeit. Aber während uns im Koran manches naiv und wie eine flache Reaktion gegen berufsmäßige Religionsgelehrsamkeit erscheint, klang es der gläubigen Gemeinde seltsam, tief, anziehend und wie die Aufrichtung einer solchen Gelehrsamkeit, und kräftigte Mohammeds Autorität.

Neu war schon der heiße Drang, moralische Rettung zu bringen, den man wahrnahm. Neu war der religiöse Enthusiasmus, in dem er redete, und den er auch in den Seinigen hervorzurufen verstand. Denn, wie schon bemerkt, das mekkanische Heidentum hatte zur Religion ein zwar unantastbares, aber kühles Verhältnis. So wie Mohammed ereiferte sich kein heidnischer Priester für religiöse Fragen. Auch der heidnische Priester redete im Auftrage der Gottheit, aber seine Tätigkeit

war dann auf das Nützliche gerichtet, auf ein gewöhnliches Wahrsagen auch in kleinlichsten Alltagsfragen. Gerade in einer solchen Funktion sahen die Seinigen den Mohammed nicht; dazu war er zu groß. Ferner kam unter seiner Anleitung das Beten auf und riß manche dermaßen hin, daß sie, gleich ihm, nächtelang dabei verweilten und durch solche Hinwendung zu Allah Trost in Widerwärtigkeiten suchten und fanden. Die soziale Seite seiner Religion war geeignet, ihm die Sympathien vieler zu erwerben. Er verlangt Milde, Unterstützung der Armen, Witwen und Waisen, Rechtlichkeit, und indem er den Bedrückten Recht, den Bedrückern Strafe verheißt, wendet er sich an das reale Interesse der Gläubigen. Da geißelt er den Hochmut der Heiden, ihre Hartherzigkeit, ihre List, ihren Betrug. Die Gedrückten empfanden Genugtuung und hatten die Aussicht auf ein Paradies, das nur für die Guten bereitet ist. Aber mehr noch: Eine schon diesseitige Bestrafung der Bösen und Besserung der Lage der Guten wurde bestimmt verheißen; überirdische Mächte würden eingreifen, wo an menschliche Helfer nicht zu denken war. Das glaubten ihm manche gerne. Wenn er das irdische Wohl hereinspielen ließ, so war das ein um so wertvolleres Propagandamittel, als er, wie wir gesehen haben, ein Publikum vor sich hatte, das den rein religiösen Fragen fern stand, und er einem religiösen Bedürfnis weiterer Kreise eigentlich nicht entgegenkam. Aber er behandelte die Angelegenheit doch nicht bloß als Magenfrage, sondern sie war von religiösem Geiste durchzogen; ein apokalyptischer Zug geht durch die Offenbarungen dieser ganzen älteren Periode. Auch ist er maßvoll in seinen Wünschen. Er eifert gegen den Reichtum; der Besitz wird nicht bekämpft, sondern nur sein Mißbrauch und damit verbundene Hartherzigkeit gegen Arme. Die Erfüllung seiner sozialen Wünsche war auf dem Boden der heidnischen Religion seiner Landsleute möglich; die Polemik gegen das Heidentum hielt sich in der ältesten Zeit in gemäßigten Grenzen.

Die Werbekraft seiner Gedanken wurde durch die literarische Form, in die er sie kleidete, erhöht. Wohl wirkte er auch durch Prosareden und das nicht zu unterschätzende private Gespräch, aber den Schwerpunkt bilden die Dichtungen, die im Koran gesammelt sind. Sie zeigen sein religiöses Denken durch alle Lebensabschnitte hindurch in der höchsten Steigerung. Sie

waren das Panier der Gläubigen und die Hauptzielscheibe der Gegner. In diesen Offenbarungen läßt sich der Prophet direkt von Allah (oder dem Engel) anreden, und zwar wird das nicht erzählt, sondern ohne eine Einleitung vernommen zu haben meinte der Hörer plötzlich, Allah aus dem Munde des Propheten reden zu hören; hingerissen, vergaß er sich völlig und belauschte ein Gespräch Allahs mit Mohammed. Die Koranstücke jener Zeit sind voll Leben und Schwung. Die Diktion ist kurz und verläuft in hastig hervorgestoßenen Sätzen. Den Eingang der Offenbarung pflegt ein feierlicher Schwur zu bilden bei den großen Erscheinungen der Natur, bei Sonne und Mond, bei Tag und Nacht, bei der Erde, bei der Seele. Auch sonst zeugen phantastische Redewendungen für die überreizte Stimmung des Autors. Bei aller formalen Verwandtschaft mit der Sprechweise der alten Wahrsager enthält die Poesie Mohammeds doch auch wieder viel ganz anders Geartetes. Da vernahm man originelle und seltsame Bilder, wie sie von den neuen Anschauungen, die den Propheten beherrschten, dargeboten wurden.

Ein besonderes Sujet bilden die vom Propheten seit einer gewissen Zeit gepflegten lehrhaften Erzählungen des Korans. Namentlich wählte er biblische Stoffe mit dem unverkennbar hervortretenden Bestreben, aus den Erlebnissen der Männer des alten und neuen Bundes Nutzanwendungen für die eigene Zeit an die Hand zu geben. Als Illustration für die Strafen der Ungläubigen dienten ihm tendenziös umgestaltete Erzählungen von früheren gottlosen Völkern. War es doch historisch, daß alle mächtigen Staatengebilde Arabiens zerfallen waren. Mohammed knüpfte an diese Tatsache an, um sie homiletisch zu verwerten. Sie hatten die Warnungen gottgesandter Männer in den Wind geschlagen und sich dadurch schreckliche Strafgerichte zugezogen. So wird auch die Geschichte vom Untergang der Ägypter im roten Meere, von der Sintflut, von Sodom und Gomorrha usw. erzählt. Tendenzgeschichten sind es nicht nur, weil sie die Vergangenheit benutzen und modeln, um die Gegenwart moralisch zu belehren, sondern speziell, weil Mohammed die Personen immer das sagen und tun läßt, was er und die Rotte der Gegner sagt und tut. Ganz wie z. B. die Heiden ihm jetzt höhnisch sagen, das göttliche Strafgericht solle doch endlich kommen,

läßt er die Bewohner Sodoms den Lot auffordern, das Strafgericht als Beweis für die Wahrhaftigkeit seiner Mission herbeizuführen — und dann ist es wirklich gekommen. An denjenigen, denen diese Drohungen Mohammeds in erster Linie galten, prallten sie fast immer ab, aber andere erfreuten sich an den hübschen Geschichten. — Die Koranstücke wurden schon frühe niedergeschrieben. Sie bildeten teils integrierende Bestandteile des Gebets, teils dienten sie der Erbauung und erwiesen sich da als sehr wirkungsvoll.

Während das Heidentum der religiösen Phantasie schließlich nichts mehr geboten hatte, fand sie in der neuen Lehre Stoff, wie z. B. das Paradies und die Hölle, die Erzählungen von frommen Personen und sündhaften Völkern. Die religiösen Bräuche erhielten Leben. Auch was Mohammed vom Heidentum herübernahm, wurde einheitlich auf Allah bezogen, idealisiert und in erneuter Einsetzung durch Allah mit neuem Geist erfüllt. Es war eine Bereicherung des ganzen Lebensinhalts. In Natur und Geschichte zeigte der Prophet Allah, so daß sich große Zusammenhänge auftaten, wo man früher nichts gesehen hatte.

4. Diejenigen Mekkaner, denen die Art des Propheten und seine ethischen Lehren sympathisch waren, streiften auch den alten Glauben leichter ab, während von den meisten Mekkanern Mohammeds Moral um so mehr abgelehnt wurde, je entschiedener er gegen den überkommenen Götterglauben polemisierte. Die Kluft, die sich zwischen ihm und seinen Landsleuten auftat, wurde immer größer, denn es zeigte sich, wie zäh sie doch am Alten festhielten. Selbst von der unteren Bevölkerungsschicht, bei der Mohammeds Moral noch am ehesten auf guten Boden fiel, war es nur ein kleiner Teil, der sich ihm anschloß, weil auch hier die Scheu vor dem Bruch mit alten Anschauungen zu groß war, ganz zu schweigen von der Furcht vor den Mächtigen und Herren. Von Mohammeds teuersten Verwandten, die ihm sogar in der Zeit der Verfolgung ihre Liebe bewahrten, blieb eine große Anzahl seiner Religion ferne. Grimmige Gegner aber fand er in den vornehmen Kreisen Mekkas. Hier wollte man von seinen Strafgerichten so wenig etwas hören, wie von der Armensteuer oder der Abstellung des spezifisch heidnischen Kultus und sonstigen Forderungen des Propheten. Alles was er vorbrachte,

reizte sie. Die heidnische Religion Mekkas war Staatsreligion und Mohammed rüttelte daran. Der Islam war ein Bruch mit den religiösen Ansichten, den politischen Bestrebungen, der Moral, den literarischen Neigungen. Überdies war ihnen Mohammed an theologischem Wissen überlegen. Es gab ein Priestergeschlecht in Mekka, das sich aber nicht durch Religionskenntnisse auszeichnete, und das vornehm und einflußreich war, aber nicht weil es ein Priestergeschlecht war; es gab keine geistliche Macht in Mekka.

Was half es dem Propheten, daß er sich auf die ihm gewordenen Befehle Allahs berief? Man verlangte Beweise! Man war erbost über die Offenherzigkeiten, die er sich herausnahm, denn wer war er denn? Er entstammte ja einer unscheinbaren Familie (S. 6) und war in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Das kleine Vermögen, das die Eltern dem Waisenknaben hinterlassen hatten, war bald verbraucht gewesen. Er hatte bei seinem Pflegevater, der selbst unbemittelt war (s. unten Kap. III, 7), fest mit angreifen müssen, um Brot ins Haus zu schaffen, hatte sich zu einem verachteten Erwerbszweig entschließen müssen, dem des Ziegen- und Schafhirten, und soll sich darum später mit Moses und David verglichen haben, weil auch sie, ehe sie gottgesandte Männer wurden, Hirten waren. Infolge seiner Heirat mit einer nicht unvermögenden Witwe hatte allerdings ein behaglicheres Leben für ihn begonnen (vgl. unten Kap. III, 7). Er wurde Kaufmann, allein seine Sympathien blieben den unteren Klassen; mit der mekkanischen Aristokratie scheint er keine Fühlung bekommen zu haben. So einflußlos wie seine Familie, blieb auch er. Er konnte nicht Reichtum, Abstammung, kriegerische Leistungen für sich geltend machen. Das alles kompromittierte seine Sache. Die vornehmen Mekkaner sagten es rund heraus: Wäre der Koran noch wenigstens von einem mächtigen Manne geoffenbart! Und der wagte es, ihnen ihre Sünden vorzuhalten! Anfangs hatten sie ihn wegen seines extravaganten Gehabens als besessen angesehen, womit sich alles Eingehen auf seine Gedanken erübrigte. Dann lachten und spotteten sie, schließlich kam es zu heller Feindschaft. Man stelle sich das triumphierende Hohngeschrei der adelstolzen Mekkaner vor, als sie von ihm auf ihre teuflische Frage, wo denn eigentlich ihre Vorfahren seien, im Paradies oder in der Hölle, die unver-

meidliche Antwort erhielten! Der Prophet sprach immer erbitterter und forderte durch seine Maßregeln den Zorn der Gegner heraus. Er warf jede Rücksicht beiseite, Freundschaften und Verwandschaften galten ihm nichts mehr, mit dem Mut der Verzweiflung brach er alle Brücken hinter sich ab, im Privatgespräch und in Versammlungen äußerte er bis in alle Konsequenzen radikal seine Überzeugung und donnerte gegen die verstockten Heiden. Und wenn nun eine Zeitlang immer mehr Personen Mohammeds Ansichten zu den ihrigen machten, so verschärfte dieser bedrohliche Umstand naturgemäß die Kampfesweise der Gegner. Die Gemeinde sogut wie der Prophet war den Gehässigkeiten der mächtigen Mekkaner in steigendem Maße ausgesetzt; am schwersten hatten die Sklaven zu leiden.

Einige Jahre verflossen. Mohammeds Sache stand nicht günstig. Daß die baldige göttliche Strafe, die er in Aussicht stellte, nicht eintrat, schadete seinem Prestige, denn man hielt es nun für klar erwiesen, daß er keine Beziehungen zu göttlichen Mächten hatte. Der Kreis der Bekenner vergrößerte sich nicht nur nicht, sondern drohte trotz aller Überzeugungstreue einzelner unter dem Druck der mekkanischen Intrigen und Gewaltmaßregeln zu zersplittern. Es war der kritische Moment des Islams.

5. Mohammed sah die Gefahr, die ihm drohte, blieb aber unerschütterlich in seinen Bestrebungen. Seine Versuche, außerhalb Mekkas an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Bevölkerungskreisen Wurzel zu fassen, schlugen fehl. Wenn es eine Gelegenheit gab, bei der man zu vielen und verschiedenartigen Menschen reden konnte, eine Gelegenheit überdies, bei der sich die Menschen in einer etwas mehr als alltäglichen Stimmung befanden, so waren es die mit Märkten verbundenen großen Wallfahrtsfeste, die in Mekka stattfanden. Mohammed verfehlte nicht, mit den von nah und fern herbeigeströmten Pilgern religiöse Gespräche anzuknüpfen, allein seine Worte fanden lange Zeit keinen Anklang. Da gelang es ihm endlich, beim Pilgerfeste eine Anzahl von Bewohnern der Stadt Medina (einige Tagereisen nördlich von Mekka) zu gewinnen. Medina war für seine Lehre aus mehreren Gründen ein günstigerer Boden. Ein beträchtlicher Teil der dortigen Bevölkerung bestand aus Juden; die Folge war, daß auch die Heiden eine Ahnung von Mohammeds religiösen Ideen hatten. Die Mediner waren einfachere Leute

und die sozialen Gegensätze dort minder schroff als in Mekka. Es fehlte in Medina ein allgemeines städtisches Heiligtum, so daß der öffentliche Kultus nicht die Bedeutung hatte wie in Mekka, wo er nicht nur die ganze Stadt umfaßte, sondern eine für Arabien geradezu internationale Bedeutung besaß. Auch die politischen Verhältnisse Medinas kamen Mohammed zustatten. Während Mekka zentralisiert und von einem einzigen fest zusammenhaltenden Stamme bewohnt war, lebten in Medina zwei große Stämme, die sich bis kurz zuvor im Bürgerkrieg einander gegenübergestanden hatten. Die Ruhe, die eben erst eingetreten war, war noch nicht ganz gesichert. Um die beiden Hauptstämme waren die kleinen Stämme gruppiert, und der in der Stadt bestehende Gegensatz der beiden Parteien glomm fort. Hierher paßte der Prophet. In den minder gefestigten Verhältnissen konnte er sich als Friedensstifter nützlich machen und sollte es. Gerade zu diesem Zwecke wurde seine Übersiedlung nach Medina gewünscht. Die Mediner, die an ihm und seiner Lehre Gefallen fanden, schlossen einen Schutzvertrag mit ihm, in den auch seine Gemeinde einbegriffen wurde, und nach mancherlei Fährlichkeiten gelang es seinen Gemeindemitgliedern und ihm, nach Medina zu entweichen. Das ist die berühmte Hedschra („Auswanderung") von Mekka nach Medina (622 n. Chr.).

Mit der Hedschra beginnt eine neue Phase in mehr als einer Hinsicht. In Medina fand Mohammed nicht nur einen etwas anderen Menschenschlag und anders geartete politische Verhältnisse, sondern er selbst wurde ein anderer, und die Mittel, deren er sich bediente, wurden andere. Er war in politischer Mission nach Medina gekommen, und so geht denn neben seiner religiösen Tätigkeit eine politische einher. In Mekka waren die Gegensätze Reich und Arm gewesen, in Medina waren es Stammesgegensätze. In Mekka hatte er soziale Forderungen aufgestellt, hier schritt er zu politischen Taten. Jetzt beginnt der politische Islam. Erst in Medina war ein erfolgreiches Wirken in großem Maßstabe möglich, weil Mohammed erst hier in höheren Kreisen geachtet dastand. Auch die Lage seiner Gemeindemitglieder war mit einem Schlage geändert. Daß sie in Mekka unter schwerem Druck gelebt hatten und zum Teil blutarm waren, verschaffte ihnen gerade die Sympathien der Mediner. Das Märtyrertum trug Früchte.

Zahlreiche Mediner traten dem Islam bei. Allein trotz des Umschwungs fehlte es nicht an Gegnern; selbst unter den Anhängern Mohammeds des Propheten gab es Gegner Mohammeds des Politikers. Es war unbestreitbar, Mohammed brachte den Frieden, und die Lehren, die er verkündete, waren ebenfalls ganz annehmbar. Allein unmerklich erweiterte er seine Kompetenz über alle Gebiete des bürgerlichen Lebens, und im Laufe der Zeit schwang er sich zum Herrn Medinas auf. Die medinische Opposition unter Führung von Männern, die infolge des Eingreifens Mohammeds ihrem Ehrgeiz hatten Zügel anlegen müssen, wurde an die Wand gedrückt. Sie hatten dem Propheten einen Zufluchtsort geboten; „Füttere den Hund, und er frißt dich auf", pflegten sie jetzt zu sagen. Mohammed richtete aber seine Augen bald auch über das Weichbild Medinas hinaus und wurde zum Staatengründer. Die rein religiöse Propaganda trat in der medinischen Periode zurück; die Ausbreitung des Islams erfolgte mit den Mitteln der Politik und des Krieges. Die Abneigung der Beduinen gegen den Islam war nicht geringer als die der Städter, daher die wenigen Versuche der Aussendung von Missionären mißlangen. In dem lebhaften Verkehr mit den Bekennern des alten und neuen Bundes entspannen sich religiöse Gespräche, die eine Annäherung herbeizuführen schienen; Mohammed machte sich Hoffnung, als Messias angesehen zu werden. Dann stellte sich jedoch Entfremdung, ja Todfeindschaft ein.

Alle politischen Vorkommnisse spiegeln sich im Koran wieder. Statt der ethischen Seite tritt das Gesetz, die Ausbildung des Kultus und die politische Wirksamkeit in den Vordergrund; die Religion ist mit der Politik verquickt. Der Koran wird matt und prosaisch, da Mohammeds Phantasie erlahmte, und er keine nennenswerte Bereicherung der religiösen Probleme fand; denn er war weder imstande, sie wissenschaftlich zu vertiefen, noch sie künstlerisch reicher auszugestalten. Alles Religiöse blieb nüchtern, und an die Stelle der erloschenen religiösen Ekstase trat kühle Formelhaftigkeit. Immer häufiger wird die Offenbarung als äußerstes Mittel in Verlegenheiten verwendet. Schon in Mekka kann man gelegentlich dieses Verfahren konstatieren. War Mohammed von den mekkanischen Gegnern in die Enge getrieben und blieb einen Beweis schuldig, so erschien eine göttliche Offenbarung, um die Stelle eines

Beweises zu vertreten. Es kam ihm auch nicht darauf an, Tatsachen zu erfinden, die seine Gegner ängstigen sollten; es war zum Teil die Wirkung seiner Schwäche im Argumentieren. Nachdem in der ältesten Zeit seine Eingebungen den Charakter von Halluzinationen, die aus seinem überreizten Seelenzustande hervorgingen, getragen hatten, legte sich dieser Zustand, was man auch an dem ruhigeren Gang von Mohammeds Sprache erkennt. Nun wurden die Offenbarungen ein mechanisch angewendetes Mittel, in dessen Technik er es zu einer wahren Virtuosität brachte; das Zucken, Taumeln, Röcheln usw. machte er großartig. Schwierige Situationen entstanden in Medina so gut wie in Mekka und stellten große Anforderungen an die Geistesgegenwart des Propheten. Es gab unzuverlässige Elemente in seinem Staat, denen gegenüber es eines Machtwortes zur Behauptung der Autorität bedurfte. Es gab Eifersüchteleien unter den Gläubigen, oder Mohammed traf Maßregeln, die manchem unzweckmäßig schienen, ja bisweilen lebhafte Äußerungen des Unwillens hervorriefen. War er dann nicht gesonnen, nachzugeben, und es gelang nicht, die Leute auf natürliche Weise zur Ruhe zu bringen, so fuhr er mit einer göttlichen Offenbarung dazwischen, und dies Mittel versagte fast nie, so feste Wurzeln hatte der Glaube an die Göttlichkeit seiner Sendung geschlagen.

Allerdings fehlte in der medinischen Zeit seinem Wirken auch der äußere Erfolg nicht, und der bildete für die Araber doch den schönsten Beweis für die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen. In einigen eklatanten Fällen hatte Mohammed Recht behalten. Gleich in der ersten eigentlichen Schlacht, die er lieferte, siegte er über die dreifache Übermacht der Mekkaner, wobei es, wie wir sehen werden, mit ganz natürlichen Dingen zuging. Blieben auch Niederlagen und erfolglose Unternehmungen nicht aus, so gewannen sie doch nie ernste Bedeutung für ihn; innerhalb seiner Gemeinde stand er nachher wieder so da, wie vorher. Wie früher in Leiden, so legte er jetzt im Mißerfolg Ausdauer an den Tag. Überhaupt hatte er immer seinen letzten Zweck im Auge, um Unternehmungen, die einmal in Angriff genommen waren, unerschütterlich fortzuführen. Sobald es irgendwo erforderlich war, wurde rasch und energisch gehandelt. Stets aber und bei allen weltlichen Errungenschaften, die der Glaube brachte, betonte er

hartnäckig das Ziel der Glaubensausbreitung. So zog er den Kreis seines Machtbereichs immer weiter, immer neue Beduinenstämme wurden unterworfen.

Am leidenschaftlichsten strebte er nach der Unterwerfung Mekkas. Kaum fühlte er in Medina festen Boden unter den Füßen, da zielte er schon nach Mekka. Besaß er diese Stadt, so war auch der Weg nach dem Süden nicht mehr gefährdet, denn über Mekka zieht die Hauptroute von Jemen (Südwest-Arabien) nach Syrien. In den Kriegen mit Mekka gelang es allmählich, den Mekkanern den Weg zu mehreren der Hauptabsatzplätze ihres Handels, hauptsächlich nach Norden, zu verlegen. Der mekkanische Handel stockte. Die Stadt hatte aber ihren Bewohnern außer dem Handel nichts zu bieten, da der Boden der Umgebung arm und nicht imstande war, eine größere Bevölkerung zu ernähren. Dem Wohlstande der mekkanischen Familien drohte der Ruin; nur auf großen Umwegen, durch schwierige Wüstenstrecken, war der Norden noch zu erreichen, und bald war auch die letzte Stelle gesperrt. Da kapitulierte denn die Stadt (630). Hierauf wurde fast das ganze heidnische Tempelzeremoniell in den Islam herübergenommen, z. B. die Prozession um die Kaba (eine würfelförmige Kapelle) nebst dem Küssen des in ihre Außenwand eingelassenen schwarzen Steins, eines alten Fetischs, diese bekannten Kernstücke der mohammedanischen Mekkawallfahrt. Auch der alte Landfriede im Weichbilde Mekkas wurde gewährleistet; auf diesem heiligen Gebiete durfte nicht einmal ein Wild getötet oder ein Baum gefällt werden. Den Heiden wurde vorläufig der Zutritt zum Tempel noch gestattet, da das Fernbleiben der auswärtigen Heiden zu viel Schaden gebracht hätte. Nach Ablauf eines Jahres aber durfte sich kein Heide mehr in Mekka blicken lassen; die Dinge waren schon so weit gediehen, daß die heidnischen Händler, Käufer, Gewerbetreibenden usw. nicht mehr viele nichtmohammedanische Märkte zur Verfügung hatten und schon dem Geschäft zuliebe besser den Islam annahmen. Wem es aber auch jetzt noch nicht unbedenklich schien, daß dieser internationale Platz nicht mehr allen zugänglich sein und Sicherheit des Lebens gewährleisten sollte, für den offenbarte Mohammed: „O ihr, die ihr glaubt! Die Götzendiener sind nichts als Schmutz; so sollen sie dem geweihten Bethaus nach diesem Jahre nicht nahen. Wenn ihr aber Mangel befürchtet

— nun, Allah wird euch noch einmal aus seiner Gnadenfülle Ersatz geben, wenn er will."

Mit der Einnahme Mekkas war ein Stützpunkt für die Eroberung des südlichen Arabiens gegeben. In immer rascherem Zeitmaß schritt die Unterwerfung der arabischen Halbinsel vorwärts. Meist kam es gar nicht mehr bis zu kriegerischen Verwicklungen; der Prophet war der gefürchtetste Mann ganz Arabiens geworden, und die Einfügung in das mohammedanische Reich erfolgte auf friedlichem Wege durch Gesandtschaften, die in die Residenz Medina geschickt wurden. Ganze große Beduinenstämme schlossen sich gemeinsam der neuen Religion an, und doch war damals, als diese massenhaften Übertritte erfolgten, das Zündende an der Religiosität des Propheten bereits erloschen.

Der Besitz Mekkas hatte noch eine tiefere Bedeutung. Zu den offensichtlichen und offen eingestandenen jüdischen und christlichen Bestandteilen des Islams hatte es längst ein wohltuendes Gegengewicht gebildet, daß nicht, wie eine Zeitlang geplant war, Jerusalem, sondern Mekka für die heilige Stadt des Islams erklärt worden war. Durch die faktische Sanktionierung des mekkanischen Tempels aber gab Mohammed einer hochangesehenen Sammelstätte arabischen Lebens die Weihe des Islams, und wenn der Kampf gegen die in Mekka und sonst überlieferte arabische Religion, die Aufhebung des alten Dienstes an den arabischen Kultstätten, sowie andrerseits die Ehrerbietung vor Abraham, Moses, Johannes, Jesus usw. leicht in antinationalem Sinne gedeutet werden konnte, so war in jener (wie in mancher anderen) Maßregel dem arabischen Nationalgefühl geschmeichelt. Mohammed fühlte sich doch als Araber und ließ den Arabismus in seiner Religion immer deutlicher hervortreten. Ein schwerwiegendes nationales Moment liegt ferner darin, daß der Gott Mohammeds und seine Kultform die lokalen und Stammesgötter der Araber mit ihren Kultformen verdrängte und einen religiösen Zentralisationspunkt bildete, an den sich die politische Zentralisierung der bis dahin zerfahrenen und autonomen arabischen Stämme anschloß. Die Heidenzeit hatte da dem Islam vorgearbeitet. Mekka nahm eine erste Stelle unter den Städten ein, auf deren Machtgebiet und bei deren Tempeln sich Angehörige aller möglichen Stämme und Bekenner aller möglichen Götter zum Besuch der mit Jahr-

märkten verbundenen Wallfahrtsfeste zusammenfanden. Wer Mohammeds Eroberungspolitik und die neue Ordnung der Dinge ausschließlich im beschränkten Horizont des Standpunktes seines Stammes betrachtete, war in seinen nationalen Sondergefühlen angegriffen; aber die gemeinarabische Bedeutung Mekkas war doch längst ganz offenkundig, und es war nicht bloß Heimatsliebe, was den Propheten veranlaßte, die Gewinnung seiner Vaterstadt unter seine allerersten politischen Ziele in Medina aufzunehmen und den Besitz ihres Heiligtums für unbedingt erforderlich zu erklären. Er hatte zudem eine These, die geeignet war, den Arabern den Beitritt zum Islam zu erleichtern: Er stellte ihnen, wie wir wissen (oben S. 2), das Verhältnis so dar, als wäre eigentlich der Glaube, den er lehrte, in Arabien nichts Neues, sondern der alte, reine Glaube, zu dem sich in der Vorzeit auch die Araber bekannt hätten, um dann aber von ihm abzufallen. Wer also den Islam annimmt, kehrt zu gut arabischer Sitte zurück. So konnte man Schwankende auf friedliche Weise herüberziehen.

Wo Gewalt nötig und möglich war, machte der Prophet nicht viele Umstände; Geld und Gut wurden für die Zwecke der heiligen Sache requiriert und nützlich verwendet; seine Kriege sind zum Teil nichts mehr als gewöhnliche Raubzüge (s. Kap. II). Die Gemeinde kam bald in den Besitz bedeutender Geldmittel, so daß die Gläubigen auch außerhalb Medinas nicht schlecht repräsentierten, worauf in Arabien viel ankam. Die große Beute, die auf den Raub- und Feldzügen gemacht wurde, die Erträgnisse von Ländereien, die bei unterworfenen Stämmen konfisziert wurden, Geschenke, Tributzahlungen und Steuern, das alles zusammen setzte den Propheten in den Stand, der Predigt, dem Kriege und der Diplomatie als viertes Propagandamittel Geldzahlungen hinzuzufügen. Die führenden Persönlichkeiten der arabischen Stämme waren einem solchen Lockmittel nicht unzugänglich.

In größtem Maßstabe wendete Mohammed dies Mittel an, als es sich darum handelte, die Bewohnerschaft des eingenommenen Mekka endgültig mit dem Islam auszusöhnen.

Überhaupt war ihm kein Mittel mehr zu schlecht. Nicht selten überraschte er seine Gegner durch Hinterlist und Vertragsbruch. Was war aus der Religion der Armen und Redlichen geworden! Seine verzweifelten Versuche, sich außerhalb Mekkas eine

Stellung zu erringen und sie dann zu behaupten, führten ihn auf den Weg der Intrige, des Verrats, der Gewalttat. Er war doch nicht schlicht genug, um auf erfolgversprechende bedenkliche Mittel zu verzichten, seinen geraden Weg weiterzugehen und das übrige Allah zu empfehlen. Sein Charakter verhärtete sich, sein Gefühl für Recht und Unrecht stumpfte sich ab. Frömmigkeit — Skrupellosigkeit; die Erfahrungen der Religionsgeschichte zeigen, daß wir keinen Grund haben, wegen letzterer Eigenschaft die erstere bei Mohammed anzuzweifeln.

Obwohl man in seiner näheren Umgebung nicht immer all diese Handlungen billigte, stand doch der Glaube an die Göttlichkeit seiner Mission den Seinen fest. Er wußte sich seinen Einfluß zu erhalten, wie er von allem Anfang an die Zügel fest in der Hand hatte. Die Beschimpfungen der Mekkaner waren nicht imstande gewesen, seine Autorität in der Gemeinde, die sich ihm durch Eidschwur verpflichtet hatte, zu untergraben. Was kraftvolle und selbständige Naturen, wie sie sich in dieser Gemeinde fanden, in der Heidenzeit zu gemeinsamem Handeln und Gehorsam zwingen konnte, war die Idee der großen Geschlechtsgemeinschaften, der Ehrfurcht vor den Banden der Stammesverwandtschaft. Diese in den Arabern tief wurzelnde Idee bekämpfte Mohammed und suchte sie durch die Idee von der Gemeinschaft des Glaubens zu ersetzen. Es bleibt das Große an ihm, daß er hierbei eine Disziplin von ungeahnter Festigkeit schuf. Die Gläubigen hatten politische Freiheiten dranzugeben und sich persönliche Beschränkungen aufzuerlegen; sie behielten dabei ihr individuelles Wesen und erwiesen sich in den verschiedensten Tätigkeiten tüchtig. Keiner jedoch vereinigte in sich so wie Mohammed alle Eigenschaften für die Ausübung des Prophetenberufs, den er sich erkoren hatte. An der Wiege des Islams hatten geistige Mächte gestanden: Gewissensbisse, Mitgefühl, Uneigennützigkeit usw. Diese älteren Motive und geistigen Hilfsmittel ließen nach, aber neue Kräfte erwachten, die dem Propheten den Einfluß auf seine Umgebung bewahrten. Die Lebensverhältnisse in Arabien waren einfach, die Hilfsmittel beschränkt, die Zwecke klar, die Menschen wenig differenziert; es konnte wohl ein einzelner Araber alles in einem dortigen Staate umfassen und leiten, aber Genie mußte er doch besitzen.

II. Mohammeds Kriege.

1. Entwicklung Mohammeds zum Feldherrn (23). 2. Der Glaubenskrieg (27). 3. Die einzelnen Feldzüge (29). 4. Die Ursachen der Erfolge (33). 5. Die Kriegsmittel (36). 6. Das Menschenmaterial (38). 7. Rechtsbrüche (45). 8. Mißerfolge (47). 9. Krieg und Dogmatik (50).

1. An der Spitze des Korans steht ein kleines Kapitel, das Hauptgebet, das Vaterunser des Islams. Dieses Vaterunser enthält nur eine einzige Bitte: Allah möge den Betenden auf den geraden Pfad führen, den Pfad derer, an denen Allah Wohlgefallen habe, nicht den Pfad derer, denen er zürne, und nicht den Pfad der Irrenden. Die Bitte ist also nicht auf materielle Güter gerichtet, sondern ausschließlich auf das rechte Verhalten zu Gott. Mohammed machte sich damals noch nicht viel aus den Reichen dieser Welt und ihrer Herrlichkeit und spricht sich wiederholt in diesem Sinne aus. Er meint, diejenigen, die irdische Güter haben wollen, können sie von Allah bekommen und mögen dann über die spotten, die bloß auf den Besitz des Glaubens Wert legen; aber diese Gottesfürchtigen werden am Tage der Auferstehung über jenen stehen.

Wie ist der Priester, der so beten lehren konnte, auf den Kriegspfad gekommen und zum Eroberer geworden?

Blickt man tiefer, so gewahrt man die Keime doch schon in jener Frühzeit. Mohammed war eigentlich nie sanftmütig, sondern ein Fanatiker. Er war ausgegangen von dem Gedanken des großen göttlichen Strafgerichts, das jeden Sünder treffen werde, auch ihn selbst, und hatte es grausig geschildert. Nachdem er den Weg zu seinem Gotte gefunden hatte, hoffte er sich und seine Gläubigen vor dem Strafgericht gerettet, nur die Ungläubigen blieben ihm verfallen; aber in Mekka fehlte ihm die Macht, die Strafe herbeiführen zu helfen oder die Gegner mit Gewalt zu bekehren. Der Strafgedanke, der anfangs mit dem Gefühl der Angst um ihn selbst verbunden ist, verbindet sich jetzt mit dem Gefühl der Wut über die Hals-

ſtarrigen. Es gab eine Periode, in der er ſpeziell das große Gericht an den Feinden zum Gegenſtand ſeiner Predigt machte. Er dachte ſich in Mekka die Strafe ganz überwiegend als übernatürlich und als ein Weltgericht am Ende der Zeiten. Allein auch zeitliche übernatürliche Strafe wird angedroht und beſteht in einer wunderbaren Vernichtung des ungläubigen Mekka (ſ. S. 12). Wenn er von den Möglichkeiten ſpricht, wie man ſich den Vollzug der Strafe denken könne, kommt auch der Bürgerkrieg vor, aber nur nebenher, und daß er ſelbſt an der Vollſtreckung der Strafe beteiligt ſein könnte, iſt ein Gedanke, den er damals nicht äußert. Die Ungläubigen überſchütteten ihn mit Spott, weil er drohte und drohte, und die göttliche Strafe dennoch nicht kam. Er ſagt, wenn es nur auf ihn ankäme, wäre die Sache bald entſchieden, aber es hänge von Allah ab; jedoch — es werde gewiß nicht mehr lange dauern. Er will ſich in Geduld faſſen, er weiß nicht einmal, ob ihn nicht Gott vorher ſterben laſſen werde. So wenig iſt der Fortgang der heiligen Sache an ſeine Perſon geknüpft, ſo wenig perſönliches Intereſſe hat er an dem, was nach der Niederwerfung der Ungläubigen geſchehen wird, und ſo wenig iſt gerade er notwendig der Führer im Kampfe gegen ſie. Es erfolgte die Auswanderung nach Medina (ſiehe S. 16), die den Zuſammenbruch des Islams in Mekka bedeutete, ohne daß das große Strafgericht gekommen war. Haßerfüllt verließ er ſeine Vaterſtadt. In Medina ſtand er nach verhältnismäßig kurzer Zeit auf feſten Füßen und fand Hilfsmittel, wenn auch anfangs nur beſcheidene, um nach innen und außen eine gewiſſe Macht zu entfalten (ſiehe S. 17). Es darf uns nicht wundernehmen, wenn er nun, ſobald er ſich dazu imſtande fühlt, mit dem Schwerte zu dem Strafgericht ausholt.

Es war alſo nicht das Strafgericht, das er in Mekka angekündigt hatte; weder eine Sintflut noch Feuer vom Himmel war über die Stadt gekommen, ſondern es war ein kriegeriſches Strafgericht, und er war ſelbſt der Vollſtrecker. Wenn er die Sache nicht in die Hand nahm, ein anderer tat's nicht. Es war ferner zunächſt nicht ein Strafgericht im großen Stil, ſondern fing kleinlich mit räuberiſchen Überfällen auf mekkaniſche Karawanen an.

In die Zornesſtimmung gegen das gottloſe Mekka fielen

noch zwei nüchternere Motive für den Krieg. Das eine, das den unmittelbaren Anstoß zu den ersten Expeditionen gab, war die Notwendigkeit, den unbemittelten mekkanischen Flüchtlingsfamilien ein wenig unter die Arme zu greifen. Denn es herrschte bittere Armut unter ihnen, so daß sie den medinischen Glaubensgenossen zur Last fielen. Wenn nun auch die Mediner hingebungsvoll den von Mohammed gebotenen Pflichten der Wohltätigkeit nachkamen, so war es doch nicht angängig, ihnen auf die Dauer eine so drückende Last auf die Schultern zu legen. Die Ausplünderung mekkanischer Karawanen dürfen wir aber nicht nach unserem Maßstabe und zu streng beurteilen. Denn nachdem Mohammed seinen Stamm in Mekka unter gespannten Beziehungen verlassen und sich unter fremden Stämmen angesiedelt hatte, kam sein Verhältnis zu Mekka nach arabischer Vorstellung beinahe einem Kriegszustande gleich, insbesondere wenn es wahr ist, daß in Mekka Mordversuche gegen ihn unternommen worden waren; eine Konsequenz davon war, daß alles mekkanische Gut, das in seinen Machtbereich kam, von ihm bedroht war. Nur in den heiligen Monaten hätten die Mekkaner vor ihm sicher sein müssen. — Das zweite jener beiden Motive war die mit politischem Fernblick angestellte Erwägung, daß Mekka einen vorzüglichen Kristallisationspunkt für die Einigung Arabiens abgab; s. hierüber S. 20.

Nachdem nun Mohammed einmal losgeschlagen hatte, gab eins das andere. Die Angegriffenen unternahmen nicht nur Gegenzüge, sondern es wurden Dritte in die Händel verstrickt, und als Mohammed allgemein in den Ruf eines gefährlichen Menschen gekommen war, handelte er allenthalben nach dem Grundsatze, daß der Hieb die beste Parade ist. Zwischen den unvermeidlichen Defensivkriegen und den Offensivkriegen ist aber keine scharfe Grenze zu ziehen. Dabei war die Ausbreitung des Islams durch Missionäre vollends zur Unmöglichkeit geworden, und es sollte doch ganz Arabien für den neuen Glauben gewonnen werden.

Nach dem Gesagten liegt also kein Bruch in dem Charakter Mohammeds vor, und wenn er zum Eroberer oder vielmehr zunächst zum Räuberhauptmann wird, so ist der vordem ohnmächtige Haß des Arabers zu Machtmitteln gelangt. Wie sich Mohammed eine angemessene Exekution gegen Ungläubige

denkt, mag folgende Koranstelle zeigen: „Die einzig richtige Vergeltung für die, welche Gott und seinen Gesandten bekämpfen und auf Erden Unheil anzurichten trachten, ist, daß sie abgeschlachtet oder gekreuzigt werden, oder daß ihre Hände und Füße auf entgegengesetzten Seiten abgehauen werden [d. h. die rechte Hand und der linke Fuß oder umgekehrt] oder daß sie aus dem Lande vertrieben werden; das ist für sie eine Schmach in dieser Welt und in der jenseitigen Welt harrt ihrer eine große Strafe." Also vor allem die eklatantere menschliche Strafe; im Hintergrunde wird dann die rein göttliche gezeigt. Wenngleich aber die ersteren Strafen nicht von der ungewöhnlichen und wunderbaren Art waren, sondern so, wie sie in Arabien fortwährend unter Menschen vorkamen, so stellte es Mohammed doch dar, als ob auch die kriegerischen Errungenschaften der Gläubigen mittelbar eine Strafe Allahs an den Ungläubigen wären, dafür, daß sie mit Allah und seinem Gesandten Streit gehabt hatten. An seine gläubigen Mitstreiter richtet er einmal nach der Schlacht das Wort: „Nicht ihr habt die Ungläubigen getötet, sondern Allah." Übersehen wir aber auch nicht, daß hier eine etwas veredelte Auffassung des befriedigten Rachegefühls in Arabien auftaucht: Nicht der Mensch ist eigentlich Richter über die Feinde, sondern hat mit ihnen gemeinsam einen persönlichen Richter über sich, dessen bloßer Strafvollzieher er ist. Aus der Rache ist eine gesetzliche Strafe geworden, wenigstens ist das die moralische Theorie; das wahre Motiv für die blutige Abrechnung kann darum doch teils Einsicht in die politische Notwendigkeit, teils Rachegefühl sein. Schließlich ist noch zu bedenken, daß die Fehdelust jedem Araber im Blute lag und nur da einigermaßen zurückgedrängt wurde, wo kommerzielle oder bäuerliche Interessen bestanden. Mohammed aber hatte, als er nach Medina kam, weder die einen noch die andern.

Wir haben nicht danach zu fragen, wie ein solches Verhalten mit dem Beruf eines Religionslehrers zu vereinigen ist. Mohammed ist durchdrungen von dem Gefühl der Rache für erlittene Unbill und des Zorns über fortgesetzte Halsstarrigkeit, und er ist ein primitiverer Moralmensch. Allein er ist doch bestrebt, sein Verhalten verstandesmäßig zu rechtfertigen. Er argumentiert im Koran: Im Grunde waren die Mekkaner von vornherein im Unrecht; sie haben in Mekka

die Gläubigen verfolgt und sie sozusagen aus der Heimat vertrieben und sind noch jetzt gefährliche Feinde des Glaubens; es ist darum ein Akt der Notwehr, wenn man beizeiten gegen sie vorgeht. „Denen, die bekämpft werden," sagt er, „ist Erlaubnis (zum Kämpfen erteilt), dafür daß ihnen Unrecht zugefügt worden ist. Allah ist ja auch mächtig genug, ihnen zu helfen, die aus ihren Wohnsitzen widerrechtlich vertrieben worden sind und aus keinem andern Grunde, als weil sie sagten: ‚Unser Herr ist Allah'." Er fährt fort, indem er einen andern Gesichtspunkt aufstellt: „Und wenn Allah nicht den einen unter den Menschen durch die andern wehrte, würden Klöster, Kirchen, Synagogen und Moscheen, in denen (allen) der Name Allahs so häufig angerufen wird, zerstört werden." Er fügt darum hinzu: „Gewiß, Allah hilft dem, der ihm hilft," und erklärt denn auch, die Heiden würden nicht rasten, die Gläubigen zu bekämpfen, bis sie sie von ihrem Glauben abgebracht hätten, was dann für die dem Glauben auf solche Weise Entfremdeten die natürliche Folge haben müßte, daß sie, wie die Erzheiden selbst, der Hölle verfielen. Sie würden also auch seelisch erliegen.

2. Der Krieg, der sonach um höherer Zwecke willen notwendig ist, ist aber von Allah nicht nur erlaubt, sondern befohlen. Die Kriege Mohammeds waren nicht bloß politische Kriege, sondern meist zugleich Religionskriege. Die Stämme ganz Arabiens sollten beraubt und dem Staate Mohammeds einverleibt werden und den Islam annehmen. Nur wo die religiöse Unterwerfung vorerst nicht zu erreichen war, begnügte sich Mohammed einstweilen mit politischer Unterwerfung, die ihm dann manchmal zur Hauptsache geworden scheint, ohne daß man aber den religiösen Zweck unterschätzen dürfte. Anders standen seine Feinde zum Kriege. Man wird billig bezweifeln dürfen, ob es viele heidnische Araber gab, die aus religiöser Begeisterung in den Tod gegangen wären, sei es in einem Kriege für die Ausbreitung ihrer Religion, sei es zum Schutze ihrer Religion. Sondern ihr Freiheitsgefühl sträubte sich gegen die Unterwerfung unter einen Herrscher und die damit verbundenen, von Mohammed neu aufgebrachten staatsbürgerlichen Pflichten (s. unten Kap. IV, 2); es sträubte sich auch gegen die unbequemen religiösen Pflichten, die ihnen der Prophet auferlegte, wie das Fasten, das tägliche fünfmalige Beten, das Verbot

des Weintrinkens u. a. Aus diesen Gründen nehmen sie den Krieg mit Mohammed auf. Bei Mohammed dagegen ist alles von positiven religiösen Gedanken durchzogen und der Glaubenskrieg (arabisch Dschihād) ist von ihm in aller Form zu einer religiösen Pflicht des Islams gemacht, so gut wie das Beten, Almosengeben, Wallfahrten usw. „Reize die Gläubigen zum Kriege," spricht darum Allah zu Mohammed. Und während anfangs noch friedliche Verhältnisse zu Heiden möglich sind, proklamiert Mohammed in einem gewissen Augenblick, und sobald er sich stark genug fühlt, daß Götzendiener überhaupt nicht mehr geduldet werden. Er gibt ihnen noch eine Frist, und wenn die herum ist, „dann tötet sie, wo ihr sie findet, faßt sie, belagert sie, legt ihnen jeden möglichen Hinterhalt."

„Auf dem Wege Allahs kämpfen" nennt er das, und wie auf die Erfüllung jedes seiner Religionsgebote, so ist auch auf dieses eine göttliche Belohnung gesetzt. „O ihr, die ihr glaubet, soll ich euch zu einem Geschäft führen, das euch vor schwerer Strafe errettet? Ihr müßt an Allah und seinen Boten glauben, auf dem Wege Allahs kämpfen mit eurem Gut und Blut." Freilich, es ist ein schweres Gebot, sein Leben in die Schanze zu schlagen. „Aber," ruft der Prophet aus, „sagt nicht von denen, die auf dem Wege Allahs getötet worden sind, ‚tot', nein ‚lebendig'!" Allah hat sich Gut und Blut der Gläubigen erkauft dadurch, daß er ihnen das Paradies verheißt. Mohammed bietet alles auf, um ihnen den Lohn möglichst verlockend erscheinen zu lassen. „So wird euch Allah eure Sünden vergeben und euch in Gärten [d. i. das Paradies] führen, auf deren Grunde die Ströme fließen, und in gute Wohnungen, in Gärten von Eden, das ist der große Genuß." „Sie nehmen den höchsten Rang bei Allah ein," sagt er ein anderes Mal von den Glaubensstreitern.

Solch hohen Lohn kann der Mensch auf Allahs Weg ernten, weil ihm da Gelegenheit gegeben ist, zu zeigen, ob er gesonnen ist, um Gottes willen gerne auf sich zu nehmen, was der Krieg an Entbehrungen, Verlusten und Schmerzen bringt, und so wird der Krieg zu einem Prüfstein für die Gläubigen. Denn wenn es den Gläubigen sonderbar erscheinen mag, daß der allmächtige Gott nicht auf einfachere Weise und ohne sie so schwer in Anspruch zu nehmen, seine Feinde zuschanden macht, so ist auch das wieder einmal von Gott

weise und zum wahren Wohl der Menschen eingerichtet; da wird eben Gott erkennen, wer wirklich für ihn auszuharren und zu streiten bereit ist. Darum „hat Allah das Eisen gesandt," nicht nur zur friedlichen Verwendung. Also auch die Kriegsmittel werden unter teleologischem Gesichtspunkt betrachtet, wie denn Allah ein anderes Mal den Menschen sagt: „Wir haben den König Salomo Verfertigung von Panzern für euch gelehrt, damit der Panzer euch im Kampfe schütze. Wollt ihr dankbar sein?"

Das sind Mohammeds Anschauungen vom Kriege im allgemeinen und vom Glaubenskrieg. Jeder Krieg, den er führt, ist aber seiner Meinung nach ein Glaubenskrieg, der Krieg mag eine Ursache haben, welche er wolle. Menschliche kriegspolitische Erwägungen und göttliche Weltenpläne erscheinen daher in Mohammeds Theorie vom Glaubenskrieg verflochten. Aber auch die konkreten Kriegsfälle, die er erlebt, werden im Koran behandelt. Das militärische Verhalten der Gläubigen und ihrer Gegner wird charakterisiert, Lob und Tadel wird verteilt, aber auch eigene Maßnahmen werden gelegentlich beurteilt und gerechtfertigt. Z. B. hatte er vor der Schlacht bei Bedr erklärt, Gott habe ihm die Feinde in nur geringer Zahl gezeigt. Es war nämlich vor der Schlacht ein feindlicher Spion aufgegriffen worden; der hatte aber den Propheten angelogen, denn als es zur Schlacht kam, stellte sich heraus, daß die Feinde keineswegs gering an Zahl waren, sondern dreimal so stark als die Gläubigen. Die Schlacht endete zwar mit einem Siege der Gläubigen, aber der Vorfall erregte doch peinliches Aufsehen. Mohammed verlor jedoch seine Kaltblütigkeit nicht und offenbarte, Allah habe ihnen absichtlich nur wenig Feinde in Aussicht gestellt; hätte er ihre wahre Anzahl genannt, so hätten viele den Mut verloren.

3. Zwischen den einzelnen Kriegszügen Mohammeds besteht vielfach ein innerer Zusammenhang. Anfangs hatte das kleine Gemeinwesen Mohammeds um seine Existenz zu ringen, wozu zu allererst gehörte, daß Mohammed den Seinigen, die mit ihm nach Medina ausgewandert waren, die dringendsten Existenzbedürfnisse befriedigen mußte (S. 25). Die zu diesem Zwecke unternommenen Beutezüge waren ein für einen Araber naheliegender Ausweg. Brachte ihn das auf Kriegsfuß mit arabischen Stämmen, so war weiterhin mit seinem Kampf

gegen Mekka, dessen Fall die Vorbedingung für eine gesicherte Existenz Medinas geworden war, untrennbar verbunden der Kampf gegen eine Anzahl von Beduinenstämmen, die teils aus alter Freundschaft für Mekka, teils neuerdings von Mekka aufgehetzt, den mohammedanischen Staat bedrohten. Das oberste Ziel Mohammeds blieb der Besitz Mekkas. Während er in Medina anfangs, als er noch mit den Juden zusammenging, Jerusalem als Gebetsrichtung (arabisch Kibla) festgesetzt hatte, verlegte er die Gebetsrichtung später nach Mekka zu, eine ständige Erinnerung daran, daß das nunmehrige Zentralheiligtum des Islams noch in den Händen der Heiden sei. Durch fortwährende Raubzüge hielt er den Kriegszustand mit Mekka offen, wie er es überhaupt verstand, erforderlichenfalls einen casus belli zu schaffen. Da ferner manche Beduinenstämme mit Mohammed, andere mit den Mekkanern im Verhältnisse der Bundesgenossenschaft standen, so konnte jeder Streit zwischen solchen Bundesgenossen zum Kriege führen. In der Tat war der letzte Kriegszug gegen Mekka, der mit der Einnahme der Stadt endete, aus einer Rauferei zwischen beiderseitigen Bundesgenossen hervorgegangen.

Mohammed führte seine Kriege überwiegend gegen Beduinen. Erfuhr er von einer bedrohlichen Zusammenrottung von Beduinen, so schickte er sofort eine Streifschar gegen sie, um die Bewegung im Keime zu ersticken. Er war bestrebt, von Medina aus nach allen Richtungen hin die Beduinen seine Macht fühlen zu lassen und Furcht zu verbreiten, sowie auf jeden Übergriff ihrerseits tunlichst umgehend mit einer Strafexpedition zu reagieren. — Sobald ein Stamm dem Islam beigetreten war, wurden ihm Steuereinnehmer gesetzt. Da sich darauf die Beduinen manchmal hiergegen sträubten, mußte bisweilen mit einer kleinen militärischen Expedition nachgeholfen werden. — In einem Lande, in dem die Blutrache gilt, zieht ein Krieg leicht einen andern nach sich. So wurde der zweite große Zug der Mekkaner gegen Mohammed hauptsächlich unternommen, um die Gefallenen des ersten zu rächen.

Die Mekkaner waren keine Beduinen, sondern Städter, und nicht sehr auf den Krieg erpicht. Es eilte ihnen denn auch nicht sehr mit der Bekämpfung des nach Medina entkommenen Mohammed, und es scheint, als hätten sie ihn am liebsten sich selbst überlassen; mochte er in Medina lehren,

was er wollte. Ein Krieg war für eine Handelsstadt wie Mekka tunlichst zu vermeiden, und wurde tatsächlich mit einer Langmut vermieden, die eigentlich mit dem Ansehen Mekkas nicht verträglich war. Es kann den Mekkanern nicht unbekannt geblieben sein, daß Mohammed in Medina anfangs nicht fest im Sattel saß, sie taxierten aber seine Spannkraft und sein Geschick nicht richtig, wenn sie annahmen, der Friedensstörer werde von selbst erlahmen. So kam es, daß sie ihm seine wiederholten Angriffe auf größere oder kleinere mekkanische Karawanen nachsahen und keinen Versuch machten, das Räubernest auszuheben. Als aber die heimkehrende große Handelskarawane, an der fast ganz Mekka mit bedeutenden Summen interessiert war, in ernstliche Gefahr kam, da erwachte auf einmal der Kriegsgeist in Mekka, und ein starkes Entsatzheer zog ihr zu Hilfe. Sobald sich aber herausstellte, daß die Karawane geborgen war, konnten angesehene Mekkaner es wagen, zur Umkehr zu raten, allerdings vergeblich. Die für Mohammed siegreiche Schlacht bei Bedr, die sich entspann (624 n. Chr.), war der Anfang von Mohammeds größeren Kriegen. Es würde zu weit führen, sie einzeln aufzuzählen. Zwischen den größeren, eigentlichen Feldzügen lagen kleinere Streifzüge gegen Beduinen.

Einigemal gab es auch Belagerungen. In Medina lebten drei jüdische Stämme in befestigten Quartieren. Als Mohammed mit den Juden brach, wurde jedes von ihnen zwei Wochen belagert und kapitulierte, durch Hunger gezwungen; es war nur mit Pfeilen heraus- und hineingeschossen worden, dagegen kein Breschelegen und Sturm versucht worden. Nördlich von Medina lag das jüdische Chaibar, das aus einzelnen festen Türmen bestand, die zum Teil hoch auf Felsen lagen. Die Ausfälle der Belagerten wurden zurückgeschlagen, und einer der Türme nach dem andern fiel. In einem von ihnen wurden Belagerungswerkzeuge gefunden, die aber nicht zur Benutzung gelangten. Weit mehr Schwierigkeiten bereitete den Gläubigen die Belagerung der Festung Tâif. Von Natur glücklich gelegen, mit Mauern und wohl auch Gräben umgeben, war sie auf ein Jahr verproviantiert. Mohammed ließ Belagerungswerkzeuge anfahren, die er von Südarabern erhielt, nämlich eine Schleudermaschine und zwei Schutzdächer. Allein die Belagerten steckten die Schutzdächer in Brand, indem sie glühende Eisen auf sie hinabwarfen. Mohammed konnte der

Stadt nichts anhaben und zog nach einer Belagerung von ungefähr einem Monate wieder ab. Ein Jahr später etwa kapitulierte die Festung freiwillig, da sie von allen Bundesgenossen und Freunden verlassen war. — Mekka dagegen fiel nicht durch Belagerung. Beim Herannahen Mohammeds war die Stadt bereits so geschwächt und mutlos, daß sie fast ohne Anwendung von Gewalt besetzt werden konnte (630 n. Chr.). Wohl aber wurde Mohammed selbst einmal in Medina belagert (627). Es war eine große Koalition gegen ihn zustande gekommen, so daß er keine offene Feldschlacht wagte, sondern es vorzog, sich in Medina belagern zu lassen, nachdem er einen Graben um die Stadt gezogen hatte, daher der Krieg „Grabenkrieg" heißt. Es gab einen schweren Verteidigungsdienst bei den Belagerten, denn der Graben mußte überall scharf bewacht werden, da er nicht so breit und tief war, um nicht in einem unbewachten Augenblick übersprungen werden zu können, was in der Tat einmal von einigen Belagerern geschah, die aber unter Verlusten zurückgetrieben wurden. Die Gläubigen wurden durch fortwährende Scheinangriffe in Atem gehalten und hatten überdies das noch übrige letzte der innerhalb Medina gelegenen jüdischen Quartiere besonders zu bewachen, da dessen Bewohner in richtiger Voraussicht des Schicksals, das ihnen von Mohammed drohte, mit den Belagerern Unterhandlungen angeknüpft hatten. Dennoch mußten die verbündeten Belagerer unverrichteter Dinge abziehen (s. S. 42).

Derartige Rückschläge blieben aber vereinzelt und waren vorübergehend; im ganzen schritt die Vergrößerung des Reichs stetig vorwärts. Den größten Umschwung brachte die Einnahme Mekkas hervor. Es war ein kolossaler moralischer Erfolg, als diese angesehene Stadt, dieser Hauptpunkt arabischen Verkehrs in die Hände der Gläubigen überging. Nun war der Weg nach dem Süden nicht mehr erschwert. In Jemen (Südwestarabien) hatten die Perser festen Fuß gefaßt, ohne daß sie aber das Land eigentlich in fester Unterwerfung hielten. Sie hatten dort einen Statthalter sitzen, dem die Araber einen kleinen Tribut zahlten, während im übrigen das Land weitgehende Unabhängigkeit genoß. Der persische Statthalter war viel zu schwach, um dem Propheten Widerstand leisten zu können, ließ es daher nicht zum Äußersten kommen und zeigte dem Propheten seine Unterwerfung an.

Im Norden grenzten an die arabische Halbinsel zwei Großmächte: Persien im Nordosten, Byzanz im Nordwesten. Mit Persien kam es bei Lebzeiten Mohammeds nicht zu Verwicklungen, dagegen mit Byzanz. Es hatte eine Zeit gegeben, da Mohammed wohlwollend der Byzantiner gedachte. Solange er mit dem Christentum engere Fühlung hatte, bedeutete ihm ein Sieg des christlichen Byzanz über das zoroastrische Persien einen Sieg seiner eigenen Anschauungen, und als einmal die Nachricht von einer Niederlage der Byzantiner zu ihm drang, offenbarte er im Koran, die Byzantiner würden bald wieder siegen, dann würden sich die Gläubigen über den Beistand Allahs freuen. Das wurde anders, als Mohammed gegen die christliche Religion Stellung genommen hatte und dann seine Macht so weit nach Norden reichte, daß es zu einem Zusammenstoß mit dem arabischen Vasallenstaat der Byzantiner kam, der ihnen als Puffer gegen die Beduinen der arabischen Halbinsel diente. Mohammed sandte seine Truppen bis in die Nähe der Südspitze des Toten Meeres, wo bei Mūta die entscheidende Schlacht stattfand (629). Das byzantinische Heer eilte zu Hilfe, und der Ausgang war für die Mohammedaner ungünstig. Dreiviertel Jahr später wurde ein zweiter Zug nach dem Norden unternommen, wobei z. B. der christliche Fürst von Aila (im innersten Winkel des östlichen Zipfels des Roten Meeres) tributär wurde. Noch der allerletzte Kriegszug, den Mohammed plante, sollte ein großes Unternehmen gegen Byzanz werden; er starb jedoch noch vor Abgang der Truppen.

4. Wenn man nun sieht, wie Mohammed in Arabien unaufhaltsam sowohl Beduinen als Städter niederwirft, so liegt die Frage nach der Ursache seiner Kriegserfolge und nach seinen Kriegsmitteln um so näher, als die Mohammedaner in den Schlachten meist in der Minderheit waren.

Eines der Geheimnisse seiner Siege war, daß er auch im Kriegswesen mit der heidnischen Art brach. Schon im militärischen Ausmarsch war ein Unterschied. Ein einfacher Beutezug, der überraschend kommen sollte, eine sogenannte Razzia (es ist dies ein arabisches Wort), wurde natürlich immer rasch und in aller Stille ausgeführt. Auf einem eigentlichen Feldzuge aber ging es bei den Heiden geräuschvoll und höchst lustig zu; man hatte großen Troß bei sich, hielt unterwegs

Gastereien ab und führte öfters Weiber mit. Die letzteren hatten auch in der Schlacht eine gewisse Bedeutung; sie mußten hinter den Reihen der Kämpfenden das Tamburin schlagen, Schlachtgesänge anstimmen und auch mit bedenklichen Mitteln den Mut der Krieger entfachen. Nichts von alledem im Heere Mohammeds. Der Ton, der hier herrschte, war ernst und puritanisch; auch sollte selbst in kritischen Situationen die Vollziehung der religiösen Vorschriften nicht vergessen werden. Zu der neuen Zucht im Heere kam eine Einheitlichkeit der Leitung, wie man sie in einem heidnischen Heere nicht gewohnt war, und zwar schon deshalb nicht, weil niemand eine solche Autorität besaß, daß er den Stolz der Araber, die ein aristokratisch gesinntes Volk waren, zu einem Verzicht auf Prärogativen hätte bewegen können. Mohammed dagegen hört zwar die Meinung seiner Getreuen an, folgt wohl auch ihrem Rat, aber es bleibt ihm darum doch der Oberbefehl. Wir dürfen hier allerdings nicht unsere Begriffe von Disziplin anwenden; es gab keinen Drill und im Grunde auch kein absolutes Verfügungsrecht über die Krieger; es kommt z. B. vor, daß Mohammed jemandem ein Kommando über eine Expedition anbietet, dieser aber ablehnt.

Auch in der Gefechtsweise war ein Unterschied gegenüber den Heiden. Herkömmlicherweise begann der Kampf mit dem Versuch, den Feind im Ansturm über den Haufen zu werfen. Es folgten Einzelkämpfe, in die immer neue Krieger verwickelt wurden, so daß leicht beide Heere schließlich einen wirren Knäuel von Kämpfern bildeten. Auch Mohammed ließ die eröffnenden Einzelkämpfe zu, hielt aber doch seine Leute in geschlossener Linie beisammen und errang auf diese Weise überraschende Erfolge. Der von religiösem Gehorsam getragene Kultus des Islams zeitigte einen unmittelbaren militärischen Nutzen. Die Moschee wurde „der Exerzierplatz des Islams". Das mohammedanische Gebet besteht aus einer bestimmten längeren Reihenfolge von Niederwerfungen, Kopf-, Rumpf- und Händebewegungen, die von frommen Sprüchen begleitet sind. Der Prophet machte die Gebetsbewegungen vor, die Gläubigen ahmten sie gemeinschaftlich und streng gleichzeitig nach. Im heidnischen Kultus gab es nichts Derartiges, im Islam dagegen wurden täglich mehrmals diese Gebete verrichtet und entwickelten den Sinn für Disziplin und

die Fähigkeit, einheitlich zu agieren, während die altarabische Kampfesweise auf das Gegenteil hiervon gegründet war. Gleich in der ersten Schlacht, in der die Zucht der Gläubigen zur Geltung kam (bei Bedr), wurde die altheidnische Tapferkeit zuschanden. Der Sieg Mohammeds beruhte damals erstens darauf, sich nicht verleiten zu lassen, auf den Ansturm der Feinde zu reagieren, und zweitens darauf, daß in den hernach entstehenden Einzelkämpfen die Hauptkämpen des mohammedanischen Heeres denen des heidnischen überlegen waren. Als dann gegen Abend der allgemeine Angriff der Gläubigen begann, waren viele tüchtige Leute der Mekkaner tot, die anderen matt und entmutigt. So endete die Schlacht mit wilder Flucht der Mekkaner.

Außer der Schlacht bei Bedr lieferte Mohammed den Mekkanern im offenen Felde noch eine größere Schlacht, nämlich am Berge Ohod (625). Auch in dieser Schlacht lag alles Entscheidende darin, daß wieder einmal nach heidnischer Art gekämpft wurde; sowohl die Erfolge als die Mißerfolge der Gläubigen gingen daraus hervor. Die Partei der Lauen in Medina hatte damals gemeint, man solle sich auf die Defensive in Medina beschränken; allein dieser Rat ging von unbegründeten Besorgnissen aus. Selbstbewußt bestand der Prophet darauf, auszurücken und dem Gegner die Schlacht im Felde anzubieten. Der Erfolg gab ihm im Grunde Recht, denn tatsächlich hatten die Mohammedaner die Schlacht so gut wie gewonnen, und was sie schließlich doch noch um den Sieg brachte, war ein Umstand, den selbst die Zaghaften nicht hatten voraussehen können.

Die Schlacht verlief folgendermaßen: Der rechte Flügel und der Rücken des mohammedanischen Heeres war durch die Felsen des Berges Ohod gedeckt, der linke Flügel lag offen und wurde daher durch eine Abteilung Bogenschützen, die auf einer Anhöhe postiert wurden, gesichert. Alles ging gut; wie aber die Mekkaner bereits im Fliehen sind, und die verfolgenden Gläubigen an das mekkanische Lager kommen, erwacht in den Herzen der Gläubigen die blinde arabische Beutegier und siegt über die mohammedanische Disziplin: sie fangen an, das mekkanische Lager zu plündern. Kaum werden die Bogenschützen, die den linken Flügel zu schützen haben, des gewahr, da reißen auch bei ihnen die Bande der Dis-

ziplin, sie verlassen ihre immer noch wichtige Stellung und eilen hin um mitzuplündern. Dadurch wurde aber eine entscheidende Wendung verschuldet. Vorher hatten die Bogenschützen alle Reiterattacken der Mekkaner zurückgewiesen; nun aber erfolgte ein unerwarteter und erfolgreicher Ansturm eines Haufens mekkanischer Reiter auf die nur noch ungenügend gedeckte linke Flanke der mohammedanischen Aufstellung, ein erneuter Angriff der übrigen Mekkaner auf die im Plündern begriffenen, zersplitterten und gänzlich überraschten Gläubigen, und dabei, um das Unglück voll zu machen, die Verwundung und der Sturz des Propheten. Das rief eine lähmende Wirkung bei den Gläubigen hervor, weil sie den Propheten für tot hielten, und die Schlacht endete mit einer völligen Niederlage der Gläubigen. Wenn aber nicht mit einer Vernichtung, so verdankten sie auch das dem alten Beduinentum. Sie waren auf den Ohod geflüchtet, wohin sie nicht zu verfolgen waren. Der Berg fällt zur Ebene mit einem steilen Hange ab, der nur an einer Stelle von einer Schlucht unterbrochen ist, die jetzt den Zufluchtsort der Gläubigen bildete. Die Gläubigen waren hierdurch von Medina abgeschnitten, da die Mekkaner zwischen dem Ohod und Medina standen. Man sollte nun glauben, daß die Mekkaner, als sich herausstellte, daß der Prophet nur verwundet war, die Trennung Mohammeds von seinem einzigen Stützpunkte in jeder Weise ausgenutzt hätten, besonders zu einem Handstreich auf Medina, wo es nicht wenige Mißvergnügte gab. Allein die Mekkaner gingen befriedigt nach Hause. Der Zug an den Ohod war in Ausführung der Blutrache für die Schlacht bei Bedr erfolgt, und mit der Erreichung dieses Zweckes ließen sie sich genügen; sie hatten keine Lust, zu einer mit Unbequemlichkeiten, ja Gefahren verbundenen nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges oder gar zu einem Angriff auf Medina, für den auch die Zahl der ins Feld gerückten Truppen zu klein war. — Auch der für die Gläubigen unglückliche Anfang der Schlacht bei Honein (630) war die Folge von Außerachtlassen der Disziplin.

5. Im übrigen verwendete Mohammed alle alten Kriegsmittel, nur eben unter ständiger Sorgfalt in der Vorbereitung und Ausführung der Feldzüge. Wir sehen ihn auf einen guten Kundschafterdienst Bedacht nehmen, durch den er sich über die Stärke der feindlichen Truppen und ihre Marschrichtung auf-

klären läßt. Auf seinen Beutezügen erfolgt der Überfall nach Beduinenart kurz vor Tagesanbruch; da schläft der Feind noch und, erwacht, kann er im Halbdunkel seine überlegene Terrainkenntnis nicht voll ausnützen.

Ein Mißstand war es für Mohammed, daß er nicht genug Reittiere hatte, um seine ganze Armee beritten zu machen, wie das wünschenswert gewesen wäre. Der Mangel an Reittieren kann bei den dortigen Verhältnissen im Falle eines ungünstigen Ausgangs der Schlacht eine wahre Katastrophe herbeiführen. Die Mohammedaner verfügten hauptsächlich über Kamele und nur über wenig Pferde; bloß die Bemittelteren hatten Pferde, namentlich in den früheren Feldzügen Mohammeds. Tränenden Auges mußten manche Frommen auf die Beteiligung am Feldzuge verzichten, wenn sie zu arm waren, sich ein Reittier zu verschaffen, und auch der Prophet ihnen keines mitgeben konnte. Anläßlich einer dieser ersten Razzias wird als eine Merkwürdigkeit berichtet, daß die Gläubigen diesmal ein Pferd bei sich hatten. Einige Zahlen mögen eine Vorstellung von dem Bestand der Reittiere geben. Bei Bedr hatten die Mohammedaner etwa 70 Kamele und 2 Pferde, die Feinde 700 Kamele und 100 Pferde; am Ohod die Mohammedaner 700 Kamele und 100 Pferde, die Feinde 3000 Kamele und 200 Pferden usw. Kamele und Pferde erbeutete Mohammed bei den Beduinen, Waffen hauptsächlich bei den Juden, die als Waffenschmiede berühmt waren. Nur ein Teil der Truppen war mit Panzer und Helm versehen; am Ohod waren unter 700 Mohammedanern 100 Gepanzerte, auf seiten der Feinde 700 unter 3000.

Obwohl die Mittel für die Ausrüstung eines Feldzuges im allgemeinen der Staatskasse entnommen wurden, war doch der einzelne gehalten, etwaige Waffen und Reittiere, die er besaß, mit ins Feld zu nehmen, und Mohammed hatte öfters zu regerer Opferwilligkeit bei der Ausrüstung zu ermahnen; namentlich die Beduinen erwiesen sich wenig geneigt, ihr Eigentum aufs Spiel zu setzen. Nachdrücklich versichert Mohammed, alles werde ersetzt werden, und zwar reichlich, womit nicht nur Beute gemeint ist, sondern auch eine Anweisung aufs Paradies gegeben wird. Es geschah andrerseits, daß bei besonders großen Kriegsvorbereitungen sehr aufopferungsvolle Gläubige noch Geld hergaben, um das erforderliche Heer auf die Beine

zu bringen. — War ein Heer ausgerüstet, so galt die Anschauung, daß der Krieg den Krieg ernähren muß, daher Lebensmittel wohl nur in beschränktem Maße mitgenommen wurden. Man rechnete auf 100 Mann pro Tag ein Kamel; Schlachtkamele waren ja bequem mitzunehmen.

Die Fahne, um die sich jeder einzelne Stamm scharte, war ein Zeugstreifen, gewöhnlich ein weißes Tuch, das an die Lanze des Führers gebunden war; so bediente sich Mohammed einmal eines Halstuchs seiner Lieblingsgattin Aïscha.

6. Die Zahl der Truppen entspricht den Bevölkerungsverhältnissen arabischer Städte und Stämme. Ging es gegen Beduinen, so genügten bei bloßem räuberischen Überfall wenige Mann. Solche Raubzüge, kommen schon vor mit einer Truppenstärke von 12 Mann, aber auch mit 30, 60, 150, 200, 300 Mann; das sind zum Teil schon kleinere Feldzüge. Bei Bedr hatten die Mohammedaner 306 Mann, die Feinde 950; am Ohod die Mohammedaner 700, die Feinde 3000; bei der Belagerung Medinas die Mohammedaner 3000, die Feinde 10000; bei Tabûk die Mohammedaner 30000 Mann sowie 10000 Pferde und 12000 Reitkamele. Auf solchen großen Zügen traten eben die Kontingente der Bundesgenossen hinzu. Die Verluste waren z. B. in der siegreichen Schlacht bei Bedr auf seiten der Mohammedaner 14 Tote von 306 Mitkämpfern, auf seiten der Feinde 70 von 950; in der Niederlage am Ohod auf seiten der Mohammedaner 74 von 700, auf seiten der Feinde 27 von 3000. Innerhalb des Heeres der Mohammedaner hatten in diesem Falle die Mediner mehr Tote als ihre gläubigen Mitkämpfer aus Mekka, was aber nicht von größerer Verwegenheit der Mediner herrührt, sondern von der größeren militärischen Geschicklichkeit der mekkanischen Gläubigen, die in den ausschließlich von ihnen unternommenen Raubzügen der letzten Zeit noch weiter vervollkommnet worden war.

Es folge nun eine Schilderung der Kriegsscharen Mohammeds im Hinblick auf die Nähe ihrer Beziehung zu ihm und dem Glauben, auf ihre Kriegstüchtigkeit, Zuverlässigkeit, ihre Motive usw.; es ist lehrreich, die Verhältnisse der Gegner zu vergleichen.

Im großen ganzen waren die Gläubigen an Qualität die Überlegenen, wiewohl sich auch unter ihnen minderwertige Elemente befanden. Als Soldaten waren die Bewohner

Medinas anfangs unsicher. Zwar hatten in Medina vor Mohammeds Ankunft heftige Bürgerkriege stattgefunden, und die Mediner waren kein eigentlich unkriegerisches Volk, aber sie waren auch nicht geneigt, sich Mohammed zuliebe in große kriegerische Unternehmungen zu stürzen. Seine Auswanderung zu ihnen hatten sie so verstanden, daß er bei ihnen in Ruhe der Ausbildung seiner Lehre nachgehen solle, und als Gegenleistung hatten sie erwartet, daß er sich politisch nützlich mache, indem er ihnen für inneren Frieden in dem Gemeinwesen sorge. Im Grunde rechtfertigte er diese Erwartungen, allein er wollte die Mediner in äußere Kriege — und es waren anfangs ausschließlich Offensivkriege — verwickeln, und dafür waren sie nicht leicht zu haben, wie denn seine militärischen Pläne manchmal wirklich sehr kühn waren. Nur ganz allmählich konnte er sie an solche Gedanken gewöhnen; vorsichtig begann er die Augen der Gemeinde auf die Besitzergreifung Mekkas zu lenken; er mußte sich hüten, die Mediner stutzig zu machen, denn ein Krieg gegen Mekka hatte doch sein Bedenkliches. So sah er sich denn zunächst auf seine aus Mekka mit ihm herübergeflohenen Gläubigen angewiesen. An den ersten Kämpfen gegen Mekka waren keine Mediner beteiligt, und als dann die Mediner zum ersten Male mitzogen, war ihnen gar nicht wohl dabei, und der Apparat der Offenbarung mußte in lebhafte Tätigkeit versetzt werden, um die Mediner unter die Fahnen zu bringen und sie im entscheidenden Augenblicke dabei zu halten.

Zuerst ist Mohammeds Verhältnis zu den Medinern ein bundesgenössisches, nicht das eines Herrschers zu seinen Untertanen, und die Urkunde, in der sein Verhältnis zu ihnen festgelegt wird, zeigt, daß der casus foederis nur in Defensivkriegen gegeben ist. Die Urkunde betrifft auch die Juden Medinas, mit denen er damals noch ziemlich gut stand. Die Feinde der Juden dürfen nicht gegen die Juden unterstützt werden. Den Juden ist aber auch positiver Beistand gegen ihre Feinde zu leisten, allerdings nur in einem gerechten Kriege; setzen sich die Juden gegen ihre Feinde ins Unrecht, so sind die Gläubigen zu nichts verpflichtet. Natürlich haben auch die Juden den Gläubigen Hilfe zu leisten, und wenn es ein Religionskrieg der Gläubigen ist, haben sie wenigstens zu den Kriegskosten beizusteuern. Es wird noch besonders be-

stimmt, daß keinesfalls die Juden den Gläubigen in den Arm fallen dürfen, wenn sie in den Religionskrieg ziehen.

Die Abneigung der Mediner gegen den Krieg bereitete dem Propheten schwere Stunden. Nachdem der Krieg mit Mekka heraufbeschworen und Blut geflossen war, herrschte in Medina große Entrüstung. So hatte man es nicht gemeint, als man dem Propheten ein Asyl gewährte. Eine starke und zuzeiten gefährliche Gegenpartei machte sich bemerkbar, aber Mohammed ging mit Keulenschlägen auf sie los.

Sobald als möglich richtete Mohammed sein Bestreben, Bundesgenossen zu bekommen, über Medina hinaus. Zum mindesten suchte er sich der wohlwollenden Neutralität der zunächst in Betracht kommenden Araber zu versichern, also vor allem derjenigen Stämme, durch deren Gebiet die mekkanischen Handelskarawanen ziehen mußten. Um Bundesgenosse zu sein, brauchte ein Stamm nicht den Islam anzunehmen. Es war das eine Konzession, die Mohammed den Beduinen machte, wo und so lange die Schwierigkeit, sie dem Staat anzugliedern noch zu groß war. Was die Beduinen hauptsächlich zum Islam hinüberlockte, war die Aussicht auf die Beute, die dem Gläubigen winkte; selbstverständlich war sie eine Gabe Allahs. — Ein bekehrter Beduinenstamm geriet naturgemäß in ein feindseliges Verhältnis zu seinem noch heidnischen Nachbarstamm. Er hatte aber nicht nur manche Angriffe von seiten der Heiden zu gewärtigen, sondern erblickte seinerseits in der Propaganda für den Islam einen willkommenen Vorwand, Raubzüge gegen seine heidnischen Nachbarn unternehmen zu dürfen; er fühlte sich sicher, da er die gesamte Macht der Gläubigen hinter sich hatte. Das trieb er so lange, bis es der befehdete heidnische Stamm nicht mehr ertragen konnte und, um Ruhe zu bekommen, zum Islam übertrat. Dann hatte natürlich das Verüben von Räubereien an diesem Stamm ein Ende, aber bis dorthin konnte man reichlich einheimsen, und daß man zuletzt noch einen neuen Beduinenstamm für den wahren Glauben gewonnen hatte, war ja nebenher ebenfalls ganz erfreulich.

So waren es Furcht und Hoffnung, was dem Propheten einen immer größeren Kreis von Beduinenstämmen zuführte. Im Gegensatz zu dem Kriegführen der anderen arabischen Gemeinwesen war unter Mohammed das Kriegführen ein

Beruf geworden, dem man ununterbrochen oblag. Denn während sich bei den Andern Anlässe zum Kriegführen nur gelegentlich fanden, war im Staate Mohammeds ein dauernder Anlaß vorhanden, nämlich die allmähliche Unterwerfung ganz Arabiens für den neuen Glauben und die Sicherung des Glaubens bei den Unterworfenen. Wer sonst mittellos war, keinen Herden- und Grundbesitz hatte, aber Mut und Kraft, der konnte in Medina immer Beschäftigung finden. Und während sonst der durch Krieg erworbene Verdienst nur in Beute bestand, erhielt in Mohammeds Staat der Krieger außerdem eine Entschädigung aus der Staatskasse, auf die er zählen konnte, auch wenn der Feldzug keine Beute abwarf. Es war kein stehendes Heer, aber wen die Frömmigkeit trieb, oder wer Lust hatte, auf dem Kriegspfad ein Stück Geld zu verdienen, der konnte sich melden.

Ging es gegen einen Beduinenstamm, so war die Sache in der Regel rasch abgemacht. Ein plötzlicher, mit großer Energie durchgeführter Überfall — der angegriffene Stamm stiebt auseinander und läßt, was er nicht mitnehmen kann, als Beute zurück. Manchmal entkommen aber die Beduinen mit allem Hab und Gut, und die Gläubigen müssen mit leeren Händen abziehen oder finden höchstens ein paar Stück Vieh. Aber auch dann war es ein moralischer Erfolg, denn allzuviel Unruhe konnte selbst der Nomade nicht auf die Dauer aushalten, und es blieb schließlich nur der Übertritt zum Islam.

Stämme, die sich dem Propheten unterwarfen, wurden dadurch sofort seine Bundesgenossen und stritten mit ihm gegen die anderen Stämme. Und den Mekkanern erging es nicht besser: Von dem Moment an, wo sich Mekka dem Propheten ergeben hat, müssen die Mekkaner im Heere des Propheten kämpfen. Je imposanter die Macht des Islams wurde, um so eher waren die Araber geneigt, sich freiwillig zu unterwerfen. Z. B. unterwarf sich die christliche Bevölkerung der Oase Dūmat el dschandal, die sogar ziemlich weitab im Norden liegt, schon 627 ohne Schwertstreich, als eine Expedition dorthin geschickt wurde, und zu Anfang des Jahres 628 ergaben sich ohne weiteres die letzten Juden Nordarabiens, gewitzigt durch die Schicksale ihrer besiegten Glaubensgenossen. Das Jahr 9 der Hedschra (= 630 n. Chr.) heißt geradezu „das Jahr der Gesandschaften" wegen der besonders großen Zahl von

von Stämmen, die in diesem Jahre durch Gesandschaften ihre Unterwerfung anzeigten. Mohammed war ja auch gerne bereit Frieden zu schließen und vergangene Dinge zu vergessen. Selbst für Leute, die ganz spät und nach bitterem Glaubenshaß dem Islam beitraten, bestanden keine ungünstigeren Aufnahmebedingungen.

Wie Mohammed, so verschaffen sich auch die Feinde Bundesgenossen. Wir haben also auch Beduinenstämme, die mit den Mekkanern, mit den Juden von Chaibar usw. verbündet sind. Im allgemeinen waren die arabischen Stämme die natürlichen Bundesgenossen der Mekkaner, schon deshalb, weil sie mit ihnen in alten Handelsbeziehungen standen, in Mekka ihre Kamelfelle auf den Markt brachten und dafür ihre Bedürfnisse eintauschten; die Störungen der Märkte Mekkas waren ihnen ärgerlich. Mehrfach unternahmen sie Kriegszüge gemeinsam mit dem Heere der Mekkaner; aber recht zuverlässig waren diese Bundesgenossen so wenig wie die mohammedanischen, und zu einem einheitlichen Widerstande der interessierten arabischen Stämme gegen Mohammed ist es nie gekommen. Dafür waren die politischen Verhältnisse Arabiens viel zu zerfahren, Stammesrivalitäten und Unabhängigkeitssinn ließen gemeinsame Unternehmungen schwer zu stande kommen. Die für Mohammed gefährlichste Koalition, zu der man sich aufraffte, war die zur Belagerung Medinas. Sie bestand aus den Mekkanern und mehreren großen und kleinen Stämmen in der Umgebung Mekkas und dem Gebiet östlich von Medina. Ferner steuerten die Juden des nördlich von Medina gelegenen Chaibar bei, denen die Macht des Propheten immer bedrohlicher wurde. Sie versprachen z. B. einem der Beduinenstämme die halbe Dattelernte des nächsten Jahres für seine Mithilfe. Das Gesamtheer war 10000 Mann stark und wurde von Mekka kommandiert. Seine Aufgabe war die Einnahme Medinas. Die Belagerer knüpften Unterhandlungen mit dem letzten noch vorhandenen jüdischen Stamme Medinas an (vgl. S. 32). Mohammed hatte ihm bisher nichts Ernstliches anhaben können, seine Vertreibung oder Vernichtung war jedoch nur eine Frage der Zeit. Die Verhandlungen zerschlugen sich indes. Andererseits suchte Mohammed die Angehörigen eines der größten Stämme des Belagerungsheeres zu sich herüber zu ziehen, indem er ihnen den dritten Teil der Dattelernte

des nächsten Jahres anbot, wenn sie das Bündnis mit den Mekkanern brächen und abzögen. Sie verlangten die Hälfte; schließlich wollten sie es doch für das Drittel tun, aber auch diese Verhandlungen zerschlugen sich. Unter den Verbündeten gab es nun Reibereien, die Witterung wurde unangenehm, die Nahrungsmittel knapp, und eigentlich war man doch gekommen, um Beute zu machen, und nicht, um die Mühseligkeiten eines Belagerungskrieges, auf den man gar nicht gerechnet hatte, zu ertragen. Schließlich zogen die Verbündeten unverrichteter Dinge ab, und der Bund löste sich auf.

Die beiderseitigen Bundesgenossen waren nicht nur als Genossen in der Schlacht, sondern auch als Etappen auf den Feldzügen wertvoll und als Kundschafter, was man namentlich bei den Bundesgenossen Mohammeds beobachten kann. Sie teilen dem Propheten z. B. mit, wenn irgendwo eine dem Feinde gehörige Handelskarawane in erreichbarer Entfernung auftaucht, oder sie bringen ihm wichtige Nachrichten über Vorgänge in Mekka usw. In den Reihen der Gläubigen fanden sich nicht leicht Verräter, wohl aber bei ihren Gegnern, sei es um Geldeswillen, oder weil sie in Mohammed den kommenden Mann sahen oder aus Furcht. Solche Leute haben ihre nächsten Familienangehörigen ins Unglück gestürzt.

Schon aus manchen oben mitgeteilten Einzelheiten wird man ersehen haben, daß die Autorität der Person und Lehre Mohammeds nicht unbedingt war. Es war denn auch dem Propheten wohlbekannt, daß einem großen Teil der Gläubigen der Krieg recht unangenehm war, sobald Mühseligkeiten zu erwarten waren, und die Beute nicht in ganz zweifelloser Aussicht stand. Nicht einmal durch die ausdrückliche Erklärung, es sei der bündige Wille Allahs, konnte er sie immer zum Kriege bestimmen. Er kennt Feiglinge unter ihnen. „O ihr, die glaubet, wenn ihr auf die, die ungläubig sind, in geschlossener Schar stoßt, so wendet ihnen nicht den Rücken!" Und Feigheit sei doch ganz zwecklos, da ja der Tod den Menschen überall ereile. Haben die Gläubigen auf einem Kriegszug Unglück, so sind die aus Kriegsunlust Daheimgebliebenen noch so naiv, Allah dafür zu danken, daß er ihnen den Gedanken eingegeben hat, zu Hause zu bleiben. Selbst unter den Mitziehenden befinden sich unsichere Kantonisten, und in kritischen Situationen wankt manchmal der Mut sogar recht getreuen Gläubigen.

Die Leute verweigern die Teilnahme an Feldzügen meist wohl nicht in blankem Ungehorsam, sondern kommen mit fadenscheinigen Ausreden. Manche Mediner halten es z. B. für unzweckmäßig, durch ihren Ausmarsch die Stadt von Verteidigungsmannschaften zu entblößen; aber Mohammed läßt das nicht gelten. Oder Beduinen sind zu besorgt um ihre zurückbleibenden Familien und Herden und bitten flehentlich um Verzeihung, weil sie sich nicht beteiligen wollen. Oder sie erklären z. B., sie würden sich ja ganz gerne dem Heerbann anschließen, aber sie verstünden leider nichts vom Kriege; „aber", ruft der Prophet aus, „sie sagen mit ihrem Munde, was nicht in ihren Herzen ist; Allah jedoch weiß sehr wohl, was sie verbergen." Auch in diesem Falle rekurrierte er auf analoge Vorgänge in der biblischen Geschichte. Es sei schon früher vorgekommen, daß Leute ihre Heimat zu verlassen gezwungen worden wären; sie hätten dann erklärt, für den Fall, daß Gott ihnen den Glaubenskrieg anbefehle, seien sie selbstverständlich bereit; als es aber Ernst damit wurde, hätten sie sich ferngehalten. So sei es bei den Juden zur Zeit Samuels gegangen. Ja, Mohammed hält die Drückeberger geradezu für Leute, die innerlich ungläubig sind, denn Glauben und Bereitschaft zum Glaubenskrieg trennt er nicht voneinander. Gelegentlich macht er wohl gute Mine zum bösen Spiel und dispensiert Leute, obwohl er glaubt, hiermit ein Unrecht zu begehen, für das ihm aber Allah ausdrücklich Verzeihung gewährt. Die den Kriegsdienst Verweigernden haben aber sonst natürlich die Ahndung Allahs zu gewärtigen, und wenn daher Leute ihr Fernbleiben damit motivieren, es sei gerade die Zeit der großen Hitze, so entgegnet ihnen Mohammed bedeutsam: „Das Feuer der Hölle ist heißer!" Und während er sonst am Grabe von Gläubigen das Leichengebet zu verrichten pflegt, läßt er sich von Allah offenbaren, er solle nie am Grabe von Leuten beten, die den Kriegsdienst verweigert haben. Eine andere Strafe für Säumige bestand darin, daß Mohammed, wenn die Beteiligung an einen gefährlich ausschauenden Unternehmen zu wünschen übrig gelassen hatte, auf dem nächsten, leichteren und reichere Beute versprechenden Zuge nur solche mitnahm die das erstere Unternehmen mitgemacht hatten.

Die Schwierigkeiten, auf die er stieß, machten ihn jedoch nicht irre. Er vertrat die Überzeugung: Wenn ihr mir nicht

helfen wollt, hilft mir Allah; es ist nicht das erste Mal. Unter allen Umständen wird ins Feld gezogen. Mit nimmer wankender Glaubenskraft hält er an seinen Plänen fest, und in der Art, wie er seine Kriege organisiert und leitet, zeigt sich uns seine Persönlichkeit. Von den zahlreichen Kriegszügen, deren Kunde die Mohammedbiographen überliefern, waren allerdings nur die wenigsten von Mohammed selbst befehligt; meist gab er nur die Direktiven und betraute mit dem Kommando eine bewährte Persönlichkeit. Bei den wichtigeren Schlachten jedoch ist er in Person zugegen; auch den beschwerlichen Marsch nach Tabūk, im Sommer 630, machte er im glühenden Sonnenbrande mit. Seine Anwesenheit war namentlich dann erforderlich, wenn nicht bloß seine zuverlässigen Fluchtgenossen, sondern auch Mediner und Bundesgenossen im Heere waren.

7. In seinen Kriegen beging Mohammed wiederholt Handlungen, die sich mit dem Geist seiner Lehre nicht vertrugen, auch wenn man davon absieht, daß der Krieg unerbittlich geführt werden mußte, was nun einmal nicht zu vermeiden war. Die Araber hatten in ihren Schlachten bestimmte Schlachtrufe; der der Gläubigen war: „Töte! Töte!" Auch sonst machte der Prophet seinem Hasse mit Wildheit Luft. Gefangene zu töten, war nicht gegen arabischen Kriegsbrauch, und so ließ Mohammed 600 belagerte Juden, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, niedermetzeln, ihre Frauen und Kinder nach Kriegsrecht in die Sklaverei verkaufen. Nach der Schlacht bei Bedr ließ er zwei gefangene Mekkaner, die ihn in Mekka besonders heftig angegriffen hatten, ohne weiteres hinrichten; von den übrigen sollten nur die hingerichtet werden, die das Lösegeld nicht aufbringen konnten. Auf Seite der Heiden wurde allerdings barbarischer verfahren als bei Mohammed; sie verstümmelten Leichen in abscheulicher Weise, was bei den Arabern nicht gerade ungewöhnlich gewesen zu sein scheint, und marterten Gefangene vor der Hinrichtung, während Mohammed Derartiges verbot. Im allgemeinen wurden Gefangene losgekauft, und Mohammed seinerseits traf die Einrichtung, daß die Loskaufung gefangener Mohommedaner nicht ihren Angehörigen zur Last fiel, sondern daß mit den Einkünften aus der Armensteuer auch Gefangene losgekauft wurden.

Wiederholt aber setzte sich Mohammed über das in Arabien

geltende Völkerrecht hinweg. So war es in der arabischen Heidenzeit ein anerkannter Grundsatz, daß Dattelpalmen im Kriege nicht umgehauen werden durften; Mohammed tat es dennoch während der Belagerung der jüdischen Stämme Medinas. Das war aber seiner eigenen Gemeinde zu stark, und ihre Kritik blieb nicht aus. Da ließ er sich eine geeignete Offenbarung über die Angelegenheit zu teil werden: „Mögt ihr Dattelpalmen umhauen oder stehen lassen, es geschieht immer mit Erlaubnis Allahs," und die Kritik war zum Schweigen gebracht. Ein anderes Mal, es war, als er vor der Festung Tāïf lag und sie nicht einnehmen konnte, ließ er die wertvollen Weinberge des Feindes verwüsten. Andererseits äußerten die Mekkaner, als sie zur Schlacht am Berge Ohod auszogen und dabei das Weichbild Medinas passierten, die Absicht, die Dattelpalmen Medinas umzuhauen, wenn sich die Gläubigen verschanzen sollten. Dieser Fall trat zwar nicht ein, aber die Mekkaner ließen wenigstens ihre Tiere auf den Feldern der Mediner herumtrampeln und sich gütlich tun. Wie das Verbot, Palmenpflanzungen umzuhauen, so waren auch die heiligen Monate eine heilsame völkerrechtliche Institution. Während dieser Monate herrschte in dem von Raub und Krieg erfüllten Arabien ein unbestrittener Gottesfriede; jedwede Fehde hatte in ihnen zu unterbleiben. Auch Mohammed hatte ihre Heiligkeit nicht angefochten, und doch ließ er in einem heiligen Monate eine mekkanische Karawane überfallen. Auch diese Affäre machte bei den Seinen böses Blut. Er erklärte aber nun nicht etwa die heiligen Monate für aufgehoben, sondern verkündete in einer Offenbarung: Im heiligen Monate zu kämpfen sei schlimm, aber Unglaube usw. sei schlimmer.

Mohammed predigt im Koran öfters das Verzeihen, was den Beduinen nicht einleuchten wollte. In der Heidenzeit wird der Grundsatz ausgesprochen, Gutes mit Gutem zu vergelten, Böses mit Bösem. Mohammed lehrte, Beleidigungen solle man vergeben, Böses mit etwas Besserem vergelten. Er lehrte allerdings auch, man dürfe genau so viel vergelten, wie man erlitten habe; wenn man aber die Unbill in Geduld ertrage, sei es besser. Was den richtigen Heiden, der für solche Grundsätze nur Geringschätzung haben konnte, veranlaßt haben wird, ein Auge darüber zuzudrücken, wird die Wahrnehmung gewesen sein, daß es in der Praxis mit dem Ver-

zeihen nicht gar so ernst genommen wurde. Man sah, wie der Prophet nicht nur Böses mit Bösem vergalt, sondern häufig Böses tat, wo es überhaupt nichts zu vergelten gab. Der Krieg blieb nach wie vor, der Tapfere erntete Ruhm und die Anerkennung des Propheten, wer kräftige Ellbogen hatte, kam vorwärts, Eroberungslust und Beutegier wurden gestillt; von Verzeihen war in der politischen Praxis höchstens dann die Rede, wenn es aus diplomatischen Gründen opportun war. Es war ein frisches, fröhliches Dreinschlagen; der Krieg war in Permanenz erklärt.

Schon die Art und Weise, wie Mohammed seine Kriege herbeiführt, zeigt ihn also in faktischem Widerspruch mit seinen Lehren. Er predigt, es dürfe bei allem Eifer im Glaubenskrieg doch kein Krieg vom Zaune gebrochen werden; nur gegen die, von denen man angegriffen werde, dürfe man Krieg führen. Nun steht allerdings fest, daß in einer Reihe von Fällen seine Feinde die Angreifer waren. Allein auch er scheute sich nicht, zum reinen Aggressivkriege zu schreiten, mit und ohne Bemäntelung, da Allah jederzeit einen Krieg anbefehlen kann. Mohammed verrät sich einmal: „Verzeiht und vergebt solange, bis euch Allah seinen Befehl bringt; Allah hat die Macht zu allem.“ Hier nimmt er mit der linken Hand, was er mit der rechten gegeben hat. Im übrigen sucht er die Begebenheiten so zurechtzurücken, daß die Gegner als die Friedensstörer erscheinen. Der Satan steckt dahinter; der hat dem Feinde das Unternehmen in den rosigsten Farben ausgemalt, um ihn hernach im Stich zu lassen. Aus den Verträgen, die mit den Stämmen und Konfessionen geschlossen sind, kann Mohammed jederzeit einen casus belli konstruieren. Entweder lassen es die Anderen tatsächlich an Vertragstreue fehlen und müssen gezüchtigt werden, oder Mohammed schlägt los, ehe es so weit gekommen ist, da ja, wie Allah verkündet, die Gegner den Vertrag mißachten werden, sobald sie die Macht dazu haben — und darin hat sich Allah gewiß nicht geirrt. Gegenüber Mekka und dessen Freunden blieb stets als Kriegsursache bestehen, daß es eine alte Abrechnung für die Vertreibung Mohammeds aus Mekka sei (vgl. S. 27).

8. Sobald Mohammed das Kriegshandwerk zum Propheten-beruf hinzugefügt hatte, war er auch da ganz bei der Sache, immer nach Anlässen ausschauend, unerbittlich, fest auch im

Unglück. Nach der Niederlage am Berge Ohod (S. 35) und bei Mūta (S. 33), während der Belagerung Medinas (S. 31) und bei sonstigem Mißgeschick im Kriege läßt er sich nicht schwach finden und versteht es, ungünstige Folgen hintanzuhalten. Die Niederlage am Ohod war ein schwerer Schlag für das junge Gemeinwesen, aber mehr wegen des allgemeinen Eindrucks, den sie hervorrufen mußte; weiter machte sich kein großer Nachteil fühlbar, so wenig, wie für die Mekkaner der Sieg ein großer Vorteil war. Die Gläubigen waren geflohen, es hatte bedauerliche Verluste gegeben, nicht einmal den Propheten hatte Allah in seine Obhut genommen, er war verwundet, also verwundbar, und man war ohne Beute nachhause gekommen. Aber seine besten Kämpfer und Ratgeber besaß Mohammed noch und — seine unverzagte Haltung. Von Nachgiebigkeit gegen seine Widersacher in Medina, die nun die Köpfe hätten heben können, keine Spur. Am Tage nach der Schlacht waren die Gläubigen nicht wenig erstaunt, als Mohammed in der Frühe durch seinen Gebetsausrufer zu den Waffen rufen ließ, um die siegreich heimkehrenden Mekkaner zu verfolgen. Es war eine Komödie, das mekkanische Heer auch schon viel zu weit entfernt, als daß man es hätte einholen können. Er wollte eben nur zeigen, daß sein Heer noch kriegstüchtig wäre, und er die Hände nicht in den Schoß legte. Übrigens ließ er nur solche zur Ehre der Teilnahme zu, die in der Schlacht mitgefochten hatten. Pro forma marschierte man ein Stückwegs in der Richtung auf Mekka und zündete dann Freudenfeuer an. Es wagte weder an diesem Tage, noch auch am vorhergehenden, jemand in Medina den ernsthaften Versuch, die Abwesenheit Mohammeds gegen ihn auszunützen. Die Wirkungen, die die offenen und heimlichen Feinde des Propheten in Medina erhofft hatten, traten nicht ein.

Damals erließ er eine Offenbarung, in der er den Gläubigen klar macht, wie sie sich zu diesem Unglück zu stellen haben. Einen Beweis gegen den Islam bildet der Sieg seiner Feinde keinesfalls. Denn erstens ist das überhaupt der Gang der Geschichte, daß Allah die Schlachten bald zugunsten des einen, bald des andern lenkt; zweitens wollte Allah in diesem Falle sehen, wer einen so wahrhaft festen Glauben hat, daß er sich durch nichts beirren läßt; und drittens wollte Allah

Märtyrer schaffen, was zugleich ein Trost für die Hinterbliebenen der Gefallenen ist. Die Leute sollen sich doch nicht einreden, es sei etwas Bequemes ins Himmelreich zu kommen. Auch bei den früheren Propheten seien Rückschläge nicht ausgeblieben; gerade in solchen Fällen erwirbt man sich durch Ausharren Gottes Liebe. Auch jetzt ist es immer noch das Beste, auf Allah zu rechnen. Und wenn ihn die Gläubigen fragen, wie das alles mit Gottes Allmacht in Einklang zu bringen sei, so erwidert er, sie selbst seien an dem Unglück schuld, weil sich in der Schlacht die Disziplin bei ihnen gelockert habe, was ja, wie wir gesehen haben, den Tatsachen entspricht. Er hofft überdies, der Sieg werde den Feind verblendet machen. — Durch die mohammedanischen Helden, die auf der Walstatt lagen, waren die mekkanischen Toten aus der Schlacht bei Bedr gesühnt. Mit Genugtuung konstatierten es die Mekkaner. Dafür hegten die Gläubigen die Zuversicht, daß ihre Gefallenen als Glaubensstreiter ins Paradies kämen, die der Ungläubigen in die Hölle, und da die Ungläubigen weder an Paradies noch an Hölle glaubten, konnten sie den Gläubigen in den Schmähreden, die sich üblicherweise nach der Schlacht entspannen, nicht einmal erwidern, es sei umgekehrt.

In seinem Gottvertrauen spricht Mohammed die Überzeugung aus, daß Allah die Herrschaft nimmt, wem er will, und daß er die Seinen in ein oder der anderen Weise schützen wird, was er durch Beispiele aus der Geschichte erhärtet; so bewahrt er seine Fassung. Wie ganz anders die Mekkaner nach ihrer Niederlage bei Bedr! Etwas scheinbar Unmögliches war eingetreten, man hatte Gefangene und Tote, tapfere Männer, in den Händen dieses Predigers lassen müssen. Zunächst sind die Einwohner Mekkas völlig fassungslos. Endlich raffen sie sich zu dem Beschlusse auf, daß vor allen Dingen Rache für die Erschlagenen genommen werden müsse; die Totenklage sollte nicht abgehalten werden, ehe das vergossene Blut gesühnt wäre. Aber der Beschluß war nicht durchzuführen. Sie fühlten sich vorerst außer stande, etwas gegen Mohammed zu unternehmen, und die Totenklage kam mit der in Arabien üblichen elementaren Wildheit zum Durchbruch. Einen Monat lang hallten die Häuser Mekkas wieder von dem Geheul der Klageweiber und dem Gesang der Trauerlieder.

Bei Mohammed war der Totenjammer verpönt; es herrschte eben in allem mehr Ruhe, Fassung und Gleichmäßigkeit, und dadurch erhielt auch der Krieg und was damit zusammenhing ein verändertes Wesen. Der Krieg wirkte dann aber auch zurück auf die Weiterbildung und Vertiefung der religiösen und moralischen Vorstellungen.

9. Mit Geschick nützte Mohammed die Kriegsbegebenheiten in dogmatischer Richtung aus, was sich ja schon oben gezeigt hat. Da wird Allahs größerer Fernblick offenbar. Wenn z. B. die Gläubigen ausziehen, um eine wertvolle mekkanische Handelskarawane abzufangen, diese ihnen aber entschlüpft, und die Gläubigen sich statt ihrer einem überlegenen feindlichen Heere gegenüber befinden, so ist auch das eine wohlerwogene Fügung Gottes, denn der hernach errungene Sieg über die Ungläubigen wiegt schwerer, als die Beute, die man durch Aufgreifen der Karawane gemacht hätte. Haben nun die Gläubigen gemurrt, so ist eben einfach die Kurzsichtigkeit der Menschen zutage getreten. Die Niederlagen der Gläubigen oder unglückliche Zwischenfälle in der Schlacht liefern den Beweis für die Ohnmacht des Menschen. Allah läßt sie um irgend welcher Verfehlungen willen eine zeitlang hangen und bangen, hat aber die Macht ihnen jederzeit wieder herauszuhelfen. Eine anscheinend verlorene Schlacht wird wieder hergestellt, indem Gott seine Engel eingreifen läßt. Er erweist sich in Wundern; denn die den Gläubigen zustatten kommenden Vorgänge sind wunderbare Fügungen, z. B. ein Wind, der dem Feinde Staub in die Augen jagt.

Wo aber sichtbare Maßregeln Gottes nicht wahrzunehmen sind, haben unsichtbar Engel die Hand im Spiele. Mohammed verheißt den Seinen Sieg durch Engel, und wenn dann der Sieg tatsächlich errungen wird, so erklärt er das als einen Beweis dafür, daß wirklich die Engel geholfen haben. Zu Tausenden stehen sie auf Gottes Geheiß den Gläubigen in der Schlacht zur Seite. Gelegentlich seiner Äußerungen über die Engel macht sich einmal eine Erscheinung bemerkbar, die man auch sonst bei Mohammed wahrnehmen kann: daß er nämlich privatim auf etwas freierem Standpunkte steht, als die für das Volk berechneten Offenbarungen gewöhnlich vermuten lassen. So ist er unvorsichtig genug, bezüglich seiner Ansichten über Engel einen Blick in sein Inneres tun zu lassen. Er meint, Gott

könnte auch direkt, ohne Vermittlung der Engel, Wirkungen im Kriege hervorbringen. Aber Mohammed kennt seine Leute und sagt, wenn man ihnen die Versicherung gibt, es kämpfen Engel mit, haben sie gleich mehr Mut, als wenn man sie bloß auf den Beistand Allahs verweist. In Wirklichkeit ist es nicht die Engelschar von der der Sieg herrührt, sondern Allah. Überhaupt kommen doch die Engel hinsichtlich ihrer Macht in weitem Abstand hinter Allah, und wenn Allah die Engel in die Schlacht sendet, ermutigt er sie mit den Worten: „ich bin mit euch".

Der Sieg ist ein Beweis für den Glauben; die Gläubigen nehmen ein triumphierendes Gefühl mit aus der Schlacht und gehen mit größerem Vertrauen der nächsten Schlacht entgegen. Sie erzählen aber auch von den Wundern Allahs und tragen dadurch zur Erhöhung des Eindrucks der Siege auf die Ungläubigen bei. Das ist bei verschiedenen Gelegenheiten zu beobachten. Der Sieg bei Bedr, der erste große Erfolg Mohammeds, hinterließ einen tiefen Eindruck, einen um so tieferen, als sich herausstellte, daß in den Reihen der Ungläubigen Satan mitgefochten hatte, auf seiten der Gläubigen aber Engelscharen gestanden hatten, vor denen Satan unter greulichem Gebrüll wegrannte und sich ins Meer stürzte. Es gab freilich auch Skeptiker; allein, mochte man solche und andere Wunderdinge glauben oder nicht, mochte man überhaupt in dem Sieg der Mohammedaner über eine dreifache Übermacht einen Beweis für die Wahrheit des Islams erblicken oder nicht — die militärische Befähigung der jungen medinischen Kriegsmacht war auf alle Fälle erwiesen. Eine durchschlagende Wirkung hinterließ ferner die erfolglose Belagerung durch die mekkanische Koalition (S. 32). In Medina fielen die letzten Scheidewände, die noch zwischen den Stämmen und Parteien bestanden hatten. Die politische Opposition verstummte, und fortab hatte der Prophet nur noch mit äußeren, aber nicht mehr mit inneren Gegnern zu rechnen. Eine Einigkeit ganz anderer Art bestand in Mekka. Dort war jetzt die Kriegspartei wie weggefegt; die Mekkaner waren von der Aussichtslosigkeit aller militärischen Unternehmungen gegen Mohammed überzeugt; die Rüstungen zur Belagerung Medinas waren die größte militärische Kraftentfaltung gewesen, deren das mekkanische Staatswesen fähig war. Immer größer wurde in Mekka die

Zahl derer, die in Mohammed das Heil erblickten und sich den Weg zu ihm ebnen wollten. Allah hatte seine Macht in handgreiflicher Weise dargetan.

Es ist kaum nötig zu bemerken, daß das ursprünglich nur die Argumentation Mohammeds ist, für die er dann Propaganda machen läßt. Er ist derjenige, der Allah gefunden hat und seinem Wirken in der Geschichte nachgeht. Auch über frühere Völker ergingen ja Strafgerichte, weil sie Allah nicht anerkennen wollten und die Boten, die er ihnen zum Zwecke der Bekehrung schickte, verhöhnten, mißhandelten, töteten. Sie sind vom Erdboden verschwunden, aber Allah und seine Lehre sind geblieben. Die Nutzanwendung auf die eigene Zeit und Person sollte hieraus gezogen werden. Jetzt hatte auch er ein von Allah gesprochenes Urteil in Händen: Es waren die gewonnenen Schlachten, die geglückten Beutezüge, die innere Kräftigung des mohammedanischen Gemeinwesens, sein fester Zusammenhalt gegenüber äußeren Feinden. Das war der von den Heiden so oft höhnisch verlangte, von ihm mit ohnmächtiger Drohung in Aussicht gestellte Beweis. Im Menschenleben waltet ein Gott, und dieser Gott ist Allah; so erklärte Mohammed seine Erfolge.

Die arabischen Heiden des Kulturkreises, dem Mohammed angehört, wären nicht darauf gekommen, zu sagen, das Glück rühre von einem höherem Wesen, oder von einem ihrer verdorrten Götter her. Wir besitzen eine nicht gerade unerhebliche Anzahl arabischer Gedichte aus der Heidenzeit, und es fehlt nicht an Gelegenheiten, wo der Dichter den glücklichen Erfolg im Menschenleben sub specie aeternitatis hätte betrachten und irgendwie an die Götter oder auch an das Schicksal hätte anknüpfen können. Aber er tut es nicht. Etwas anderes ist es mit dem Mißerfolg. Es gibt Schicksalsmächte, die dem Menschen das Unheil und den Tod senden; der Mensch ist ihnen gegenüber machtlos, und sie sind unerbittlich. Hier vor allem spielt das Übersinnliche herein. Gelingt dem Menschen etwas, so hat's der Mensch gemacht; geht's schief, so hat's das Schicksal gemacht.

Nun verbreiten sich die ganz anderen Anschauungen Mohammeds. Auch die Erfolge verdankt er einer überirdischen Macht. Die Mediner hauptsächlich werden zur Verbreitung der veränderten Weltanschauung beigetragen haben; hier war

von vornherein der Boden dafür. Es war ein so scharfer Gegensatz gegen die heidnische Auffassung, daß durch bloße Überredung nicht vielen Heiden vom alten Schlage beizubringen war, Allah helfe den Gläubigen. Außer dieser seiner angenehmen Seite hatte aber Allah eine minder angenehme: Er forderte etwas vom Menschen, forderte auch von den vornehmsten Arabern Aufopferung, Entbehrungen, ja er verlangte Steuern, eine Institution, die den Beduinen bis dahin unbekannt geblieben war. Und er verlangte Gehorsam gegen einen Mann, der nach arabischen Anschauungen einen Gehorsam nimmermehr beanspruchen konnte, da er nicht die Leistungen aufzuweisen hatte, durch die man etwas galt; er glänzte weder durch Reichtum noch durch Heldentaten, noch durch Gedichte. Vielleicht hätte er durch Wahrsagen imponieren können. Aber er war doch auch kein Wahrsager, der den Beduinen etwa sagte, wohin sich ihr verlorenes Kamel verlaufen hatte u. dgl. Ebensowenig gab er sich damit ab, durch geheime Mittel Zauberspuk zu treiben, den Leuten Krankheiten anzuhexen oder sie zu heilen, wie das manche Araber taten. Da kam der kriegerische Erfolg. Ob Mohammed ein Feldherrngenie war, oder ob er wenigstens in den bescheideneren Verhältnissen kleiner Raubzüge ein tüchtiger Führer war, bleibe unentschieden. Aber er kannte sich unter den Menschen aus und wußte den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen. Er erkannte, was Not tat, gab im allgemeinen das Ziel an und errang durch seine Heerführer fast immer den Erfolg. Er war aber jedenfalls nicht das, was dem Araber ein Held war, kein im Felde persönlich tapferer Mann; Heerführer, die nicht zugleich Haudegen waren, gab es für den Araber nicht. In der Schlacht bei Bedr hatte er eine Handvoll Kies nach dem Feinde zu geworfen. Er wird niemandem damit wehgetan haben; die Gläubigen erzählten aber, das habe ihren Sieg entschieden. Daß im ganzen im Islam mit nicht geringerer Tapferkeit gefochten wurde als in der Heidenzeit, zeigen die Ergebnisse der einzelnen Schlachten. Schließlich waren alle Heiden Arabiens eine einzige, wenn auch nur oberflächlich bekehrte Gemeinde von Gläubigen geworden.

III. Mohammeds Gefährten.

1. Die Lehrer und Schüler Mohammeds (54). 2. Motive der Bekehrungen (55). 3. Opfer der Gläubigen (56). 4. Mohammeds Forderungen (62). 5. Belohnungen (64). 6. Konzessionen (68). 7. Einzelne Persönlichkeiten (72).

1. Der Islam als Glaube ist die — größtenteils kompilatorische — Arbeit Mohammeds; es ist nichts davon bekannt, daß einer der Bekenner seiner Religion mit ihm zusammen an ihrem Ausbau gewirkt habe. Aber der Islam als Macht, und dieser ist es, der dem Propheten Arabien gewonnen hat, war auf die Tatkraft der Getreuen des Propheten angewiesen. Die Mannigfaltigkeit der Arbeitsgebiete, die der Islam eröffnete, gab jedem Gelegenheit, sich irgendwo um die Religion verdient zu machen; nur dadurch konnte Mohammed die Araber für seine Sache interessieren, und nur dadurch konnte sich der Islam durchsetzen.

Da Mohammed in engem Anschluß an Judentum und Christentum stand und ihnen die Grundlagen seiner Religion verdankte, so liegt die Frage nahe, wer jene Männer waren, die ihm seine Kenntnisse vermittelten, wie sie sich zu Mohammed stellten, ob wir einen von ihnen in seiner späteren Gemeinde wiederfinden. Leider sind die diesbezüglichen Angaben der mohammedanischen Autoren fast durchweg legendarisch oder sonstwie verdächtig. Wir kennen nur das Faktum einer Beeinflussung seitens fremder Religionen, aber wir wissen nichts Zuverlässiges über die Form und die Persönlichkeiten, durch die sie erfolgte. Auch über die „Sucher" (S. 3) sind wir mangelhaft unterrichtet und wissen nicht, ob sich in ihnen die Kämpfe ähnlich wie in Mohammed abspielten. Unter den Männern, die ihm halfen, seine Ideen zu verwirklichen, finden wir weder einen Christen noch einen Juden; es sind lauter arabische Heiden.

Wir haben es hier nur mit denen zu tun, die vom Propheten empfingen, nicht mit denen, von denen oder mit

denen gemeinsam er empfing. Ihre Zahl ist sehr groß. Der Koran zwar nennt keine Namen von Zeitgenossen Mohammeds, die mohammedanischen Geschichtsschreiber aber ließen es sich angelegen sein, zahlreiche Charakterzüge aus ihrem Leben zu sammeln, namentlich soweit sich ihr Lebensweg mit dem des Propheten kreuzte. Von manchen wird uns das Äußere genau geschildert. Die Zahl der Namen von Leuten, die den Propheten überhaupt persönlich kannten, geht in die Tausende.

2. Die frühesten seiner Gefährten blieben Zeit seines Lebens die wertvollsten für ihn. Sie waren die treuesten, tapfersten, standen am intimsten mit ihm und waren die angesehensten in der Gemeinde.

Für die mekkanische Zeit des Islams kann nur vereinzelt ein anderes Motiv des Übertritts als lautere Überzeugung angenommen werden. Othmān allerdings nahm damals den Islam an, um die schöne Tochter des Propheten heiraten zu können, wurde aber nichtsdestoweniger ein eifriger Gläubiger. Auch unter den in der Zeit der Erfolge Übergetretenen gab es Personen genug, die durch die Tat bewiesen, wie ernst es ihnen um den religiösen Kern des Islams war, z. T. stille, weltfremde Männer, die in Askese und Beschäftigung mit religiösen Materien aufgingen, z. B. im Sammeln von Aussprüchen Mohammeds.

Die tiefe Wirkung der Predigt Mohammeds ist S. 6 und 11 besprochen, die Bedeutung des Krieges als Einschüchterungsmittel S. 40, und als Lockmittel S. 41. Es ist bezeichnend, wie bei einem der frühesten von Medina aus unternommenen Kriegszüge gerade einige der Frömmsten fernbleiben, weil ihnen das Beutemotiv zu sehr in den Vordergrund trat, wogegen ein Heide, den Mohammed nicht hatte mitlassen wollen, geschwind das Glaubensbekenntnis ablegte; ein anderer war nobel genug, lieber zurückzutreten. Als dem Propheten von einem Gläubigen erzählt wurde, der, von den Mekkanern an der Auswanderung nach Medina gehindert, schließlich unter Zurücklassung seines gesamten Vermögens entwich, soll er gesagt haben: „Er hat bei dem Handel gewonnen." Er wird das in figürlichem Sinne gemeint haben, allein auch buchstäblich kann man es von den meisten Flüchtlingen sagen, denn, nachdem die Übergangszeit in Medina überwunden war, zeigte sich, daß sie ein gutes Geschäft gemacht hatten. —

Kriegsgefangene traten zum Islam über, um die Freiheit zu erwerben. Sklaven mögen schon in der mekkanischen Zeit übergetreten sein, wenn ihnen Befreiung von ihrem Herrn winkte; allein auch solche, die nicht losgekauft wurden, blieben unerschütterliche Gläubige auch in Martern. Als Mohammed Tāïf belagerte, ließ er die Sklaven wissen, daß diejenigen, die zu ihm übergingen und den Islam annähmen, frei sein sollten, was auch einen gewissen Erfolg hatte. — Nachdem der Islam eine respektable Macht geworden war, traten manche Stämme und ehrgeizige Personen dem Islam bei, um einen Rückhalt für ihre Bestrebungen zu haben. Missetäter jeder Art konnten, wenn sie das Glaubensbekenntnis ablegten, im mohammedanischen Gemeinwesen ein Asyl finden. Begreiflicherweise waren die Massen von Mohammedanern, die nur aus Furcht oder aus Nützlichkeitsgründen den neuen Glauben angenommen hatten, zum teil bloß oberflächlich bekehrt; andere aber wurden hingebungsvolle Glaubens- und Staatsangehörige und blieben, als nach dem Tode Mohammeds eine schwere Krise über den Islam hereinbrach, der Sache des Islams treu.

3. Über die Reihenfolge der ältesten Bekehrungen in Mekka gehen die Überlieferungen auseinander, was zum Teil daher rührt, daß mancher im Stillen von Mohammeds Glauben eingenommen war, ohne ihn öffentlich zu bekennen. Den Ausschlag für das offene Bekennen gab der Mut, den der Gläubige besaß, und der Grad der Unannehmlichkeiten, die er in Mekka durch sein Bekenntnis riskierte. Am übelsten waren die Sklaven daran, aber auch Freien konnte es schlimm ergehen. Es war die kritische Märtyrerzeit des Islams. Wohl gab es auch später noch Märtyrer, als der Islam schon eine stabilierte Macht war, allein ihnen bürgte schon die große Zahl der Glaubensgenossen und die Bewährung der Lebensfähigkeit des Islams für dessen Wahrheit. Jene alten Märtyrer hatten ihren Halt nur in ihrer Überzeugung, und der Bestand des Islams beruhte auf ihnen. Es gab damals Leute, die alles opfern mußten. Da war z. B. ein verwöhnter junger Mann, der von seiner Mutter die schönsten Kleider und feinsten Sandalen bekam und mit den köstlichsten Wohlgerüchen parfümiert wurde. Als er aber Mohammedaner wurde, war es damit vorbei; er mußte sein Leben in Hunger und Verwahrlosung fristen, bis er in der Schlacht am Ohod den Tod für den

Glauben fand. Ein anderer junger Mann wurde von seinem Oheim in eine Strohdecke gewickelt und geräuchert. Und so gab es noch ein und den andern, den seine Angehörigen durch Nahrungsentziehung, Mißhandlung und andere Quälereien zum Abfall vom neuen Glauben zu bewegen suchten, was auch bei einigen gelang. Hierbei ist noch zu bedenken, daß die Araber speziell den religiösen Fragen ferne gestanden hatten und ein Dulden um rein geistiger Güter willen nicht kannten — und nun traten mit einem Male Märtyrer dafür auf! Das war der neue Geist.

Das in Arabien und den Nachbargebieten verbreitete Judentum und Christentum tat dagegen dem Propheten keinen Abbruch, mochten auch die Versuchungen für die Gläubigen nahe liegen. Mohammed veranlaßte in seiner mekkanischen Zeit zweimal eine Anzahl von Gemeindemitgliedern zur Auswanderung nach Abessynien, um sie vor den Verfolgungen der arabischen Heiden zu schützen. Abessynien war christlich, und Mohammed wußte daher die Seinen dort wenigstens sicher vor Verfolgung um ihres Monotheismus willen und hoffte, sie würden auch in materieller Hinsicht geborgen sein. Obwohl sich aber diese Hoffnung nicht erfüllte, suchten sie doch nicht durch Übertritt zum Christentum ihre Verhältnisse günstiger zu gestalten, sondern blieben dem Islam treu und kehrten nach einiger Zeit nach Arabien zurück.

Die Auswanderung der ganzen Gemeinde nach Medina (S. 16) machte den Plackereien, denen sie ausgesetzt gewesen war, ein Ende. Es war aber doch etwas Schweres, mit den Familien zu brechen, sich von der Heimat loszureißen, um einer immerhin unsicheren Zukunft entgegen zu gehen. Auch Frauen machten gegen den Willen ihrer Angehörigen die Hedschra mit oder liefen ihrem Mann unter Verlust ihrer Morgengabe davon. Es gab keinen, der nicht irgendwie Opfer dabei zu bringen hatte, z. B. Grundstücke zurücklassen mußte, seinen Beruf aufgeben mußte, Geschäftsbeziehungen verlor usw. Die Hedschra mitgemacht zu haben, bildete denn auch allezeit den größten Ruhmestitel, den jemand für sich in Anspruch nehmen konnte.

Nach Lage der Dinge war die Auswanderung für den wahrhaft Gläubigen nicht zu umgehen. Es mag wohl ein und der andere im Stillen Mohammedaner gewesen sein,

aus materiellen Gründen aber die Hedschra nicht mitgemacht haben. Als später der Sieg der Sache Mohammeds entschieden war, konnte natürlich mancher mit der Behauptung auftreten, er sei längst im Stillen ein Gläubiger gewesen. Daß aber jemand als erklärter Anhänger des Propheten in Mekka zurückgeblieben wäre, kann nur vereinzelt vorgekommen sein und mußte ganz besondere Gründe haben. Ein solcher Fall war der eines der frühesten Gläubigen, der sich durch weitgehende Wohltätigkeit gegen die Witwen und Waisen seiner heidnisch gebliebenen Familie auszeichnete. Da seine heidnischen Verwandten seinen Wegzug schwer empfunden hätten, baten sie ihn zu bleiben und stellten ihm frei, seinem Glauben zu leben. Er gab nach und wanderte erst nach Jahren aus. Es wurde aber von Mohammed nicht gerne gesehen, wenn jemand zurückblieb; die Versuchung zum Abfall war dann zu groß. Nur wer infolge irgendwelcher Umstände absolut außer Stande war, die Hedschra zu vollziehen, war in Mohammeds Augen einigermaßen entschuldbar: „vielleicht wird ihnen Allah verzeihen." Die Bande des Schutzverhältnisses zwischen den Zurückgebliebenen und den ausgewanderten Glaubensgenossen waren zerschnitten; aber ihre Befreiung aus der sündigen Stadt ist eines der Ziele, die Mohammed dem Glaubenskrieg aufstellt.

Nach der Hedschra befanden sich die Fluchtgenossen anfangs in kläglichen Verhältnissen. Es fehlte an Nahrung und Kleidung; man sah sie in einer geradezu die Schicklichkeit verletzenden Weise herumgehen. Wer nichts zu essen aufgetrieben hatte, fand des Abends im Hofe der Wohnung des Propheten ein großes Gefäß mit gerösteter Gerste aufgestellt, aus dem er sich nehmen mochte. Der Wechsel des Wohnorts war auch in anderer Hinsicht ein schlechter Tausch, denn das Klima Medinas war nicht gesund, und viele Auswanderer erkrankten in der ungewohnten schlechten Luft. Es scheint, daß auch die letzte Krankheit und der Tod Mohammeds eine Folge der medinischen Fieberluft war.

Von den Opfern an Gut und Blut im Kriege war im vorigen Kapitel die Rede. Dabei erklärte Mohammed, der Glaube dürfe nicht als Last angesehen werden; niemandem werde mehr zugemutet als er tragen könne. Was aber auch geschehen möge, der wahre Gläubige solle immer das Bewußt-

sein haben, daß er zu Allah gehöre und einst zu ihm zurückkehren werde. Allah erbarmt sich seiner und betet (!) für ihn; ein Gleiches tut Mohammed. Das sei schon der Mühe wert. So sei es nun einmal in der Welt: Man muß bereit sein die Behaglichkeit zu opfern, wenn man ins Paradies will. Seine Gefährten könnten keinen Vorzug vor denen früherer Propheten beanspruchen, denen es ebenso ergangen sei.

Mohammed und die Frommen seiner Gemeinde führten eine aufreibende Lebensweise. Sie entzogen sich einen großen Teil des Schlafes um Gebete zu sprechen. Dazu kamen die Fasten mit vollständiger Enthaltung von Speise und Trank. Den ganzen Monat Ramadān hindurch muß nach koranischer Vorschrift tagsüber gefastet werden. Wer krank oder auf der Reise ist, darf die gleiche Anzahl von Tagen nachfasten und mag, wenn er ein Übriges tun will, Arme speisen. An den Wohltätigkeitssinn wurden schon frühe große Anforderungen gestellt. Die Gemeinde hatte in ihrer Mitte einige wohlhabendere Leute, die von ihrem Vermögen einen schönen Gebrauch in dem Sinne machten, wie Mohammed es wünschte, und so das Muster eines wohltätigen Frommen für alle Zeiten bildeten. Abu Bekr, einer der frühesten Gläubigen, war ein solcher. Kaufmann von Beruf, verfügte er über ein ziemliches Vermögen, das aber, als nach den traurigen mekkanischen Jahren die Flucht nach Medina erfolgte, auf den achten Teil zusammengeschmolzen war infolge seiner ausgedehnten Wohltätigkeit, die namentlich darin bestand, daß er mohammedanische Sklaven loskaufte, die ihres Glaubens wegen von ihren heidnischen Herren schlecht behandelt wurden. Gerade die beiden einflußreichsten Gefährten, Abu Bekr und Omar, zogen gar keinen finanziellen Gewinn aus dem Islam, sondern hingen ausschließlich an der heiligen Sache. Beide wurden später Chalifen und erwiesen sich auch in dieser Herrscherstellung als uneigennützig; sie führten ein patriarchalisches Leben und sammelten keine Reichtümer. Es waren Männer, recht im Sinne des Propheten. Aber noch viele andere waren wohltätig und selbstlos. Die altarabische Tugend der Freigebigkeit war zur Wohltätigkeit geworden. Die Wohltätigkeit erstreckte sich auf die eigene Familie, auf Fremde, auf den Loskauf von gläubigen Sklaven, Ausstattung von Waisen usw. Beträchtliche Summen wurden von Privaten für Feldzüge aufgewendet.

Dazu die Opfer an Pietät gegen die Angehörigen. In vielen Familien wurde durch das Aufkommen des neuen Glaubens der Friede gestört. Das Gebot des Propheten, man solle den Eltern, wenn man von ihnen zum Götzendienst gedrängt werde, nicht gehorchen, ihnen aber auf Erden doch in Kindesliebe zugetan bleiben, war nicht immer leicht zu erfüllen; eher schon die Pflicht, für heidnische Eltern bei Gott um Sündenvergebung zu bitten. Geschwister, Eltern und Kinder, verschwägerte Personen wurden notgedrungen Feinde, mißhandelten einander (s. S. 56) und standen sich später auf der Wahlstatt einander gegenüber. Als die Auswanderung nach Medina der Gemeinde zur Pflicht gemacht wurde, zeigte sich der Riß, der durch die Familien ging, vor Aller Augen. Es war die große Wandlung in den moralischen Forderungen: Der Glaube hatte über der Familienliebe zu stehen. Und so trennten sich die Gläubigen von den teuersten Angehörigen; Müttern wurden die Kinder entrissen. Die Ausgewanderten waren aus ihren Familien ausgestoßen und fühlten sich doch immer noch als alte Mekkaner und hingen an ihren heidnischen Familienangehörigen, denen sie, wo es darauf ankam und möglich war, ihre verwandtschaftliche Gesinnung bewiesen; mekkanische Kriegsgefangene z. B. genossen eine tunlichst wohlwollende Behandlung. Manche der ergebensten Gefährten des Propheten hatten Verwandte, die zu seinen schärfsten Gegnern gehörten, wie z. B. der Vater Abu Bekrs, der erst spät, als Mekka von den Mohammedanern eingenommen war, für den Islam gewonnen werden konnte (vgl. S. 68). Seine Mutter dagegen scheint schon früher den Islam angenommen zu haben. Der eigene Schwiegersohn Mohammeds kämpfte in der Schlacht bei Bedr gegen die Gläubigen. Zwei Oheime Mohammeds traten als entschiedene Gegner des Islams auf; der eine verfolgte den Propheten persönlich in grimmiger Weise. Ein dritter Oheim war ihm dagegen, obwohl er den Islam nicht annahm, in Liebe zugetan. Eine Tochter Mohammeds war mit dem Sohn eines angesehenen Mekkaners verlobt (nach andern verheiratet); als der religiöse Streit losbrach, trat der Vater des Bräutigams mit solchem Ungestüm, ja mit solcher Brutalität gegen Mohammed auf, daß ein Fortbestehen des Verhältnisses unmöglich war.

Manche Heiden bewahrten ihren mohammedanischen

Familienangehörigen trotz des religiösen Zwiespalts ihre verwandtschaftlichen Gefühle. Wie wertvoll doch immer noch die heidnische Verwandtschaft war, das erfuhr z. B. Mohammed in Mekka, als ihm seine heidnischen Verwandten, trotzdem sich die Gegensätze schon scharf zugespitzt hatten, für seine Person Schutz angedeihen ließen; auch von Nichtfamilienangehörigen nahmen sich einige seiner an. Mohammed behielt sie in guter Erinnerung und schonte sie später so gut es ging. Denn als die Gläubigen die Mächtigen geworden waren, wurden die Rollen getauscht, und es ergaben sich auf ihrer Seite Kämpfe zwischen Verwandtschaftlichkeit und Interessen des Glaubens. In dieser späteren Zeit wurden z. B. diejenigen Mediner, die dem neuen Glauben nicht beitraten, von ihren gläubigen Verwandten befehdet und konnten hieran erkennen, wie groß die Umwälzung in den politischen Verhältnissen Medinas geworden war. Die gläubigen Mediner mußten ihre heidnischen Angehörigen beim Propheten denunzieren, und das beste, was sie für sie tun konnten, war, sie zum Übertritt zu bewegen — ein Grund mehr, für den Glauben Propaganda zu machen. Die Sache des Islams sollte durchgeführt werden; wo die Religion zu Schaden kommen konnte, gab es keine Gnade. Nicht alle waren gleich unerbittlich gesinnt, aber es gab Gläubige, deren Verwandten nicht einmal vor ihrem Mordstahl sicher waren, wenn sie dem Propheten zu großes Ärgernis gaben, und Mohammed richtete, wenn ein Heide auf diese Weise unschädlich gemacht war, gegen niemanden Vorwüfe. „Es werden sich keine zwei Ziegen darüber stoßen," konnte man ihn dann sagen hören. Und in der Tat, die Furcht vor den Gläubigen war schon so groß geworden, daß nicht einmal jemand wagte, die Blutrache für den Ermordeten zu vollziehen. Jedes humane wie materielle Interesse hat vor der Pflicht gegenüber Allah zu verstummen; auch kein Handel und Geschäft darf abhalten, Allah zu preisen.

Die Gläubigen hatten sich in Mekka manche Kränkung gefallen lassen müssen. In den religiösen Gesprächen, die sie mit Heiden anknüpften, waren sie mit Hohn überschüttet worden; auf offener Straße wurden sie ausgelacht oder doch von verächtlichen Blicken getroffen. Sie ihrerseits aber sollten den Heiden nur mit Friedensgruß begegnen. Das war aber in den Tagen des schwachen und daher verhältnismäßig sanften

Islams. In Medina spotteten anfangs die Juden, wenn der mohammedanische Gebetsruf erschallte. Dem Propheten war es unfaßbar, wie man einen Menschen verfolgen könne aus keinem andern Grunde, als weil er an Allah glaube (nachmals verfolgte er seinerseits die Menschen, wenn sie nicht an Allah glaubten).

Die verschiedenen Parteien, die es in Medina gab, die Heiden, Juden, Christen und Halbgläubigen, suchten die Vollgläubigen dem Propheten abgünstig zu machen, z. B. entstanden mancherlei Anfechtungen in den Religionsgesprächen mit Juden, so daß Mohammed wünschte, es möchten überhaupt keine Religionsgespräche mehr stattfinden. Indes, die Furcht vor den Ungläubigen ist vom Teufel eingegeben, wie überhaupt in all diesen Gegensätzen der Teufel wirksam ist; er ist es z. B. der den Gegnern die Gedanken für ihre Religionsgespräche einbläst.

4. Mohammed ruft den Seinen immer wieder die Pflicht ins Gedächtnis, „zu glauben und Gutes zu tun" und stellt Anforderungen von einer für den Araber außerordentlichen Art, Anforderungen an ihr Denken und Fühlen, insbesondere an ihren Gehorsam, und wenn er auch hin und wieder den Seinen nachgeben muß, so ändert das nichts an der Tatsache, daß sie in einem bis dahin einzigartigen Verhältnisse der Abhängigkeit zu ihm standen. Er verlangt eben, daß sie in allem, was die Religion anlagt, streng bei der Sache sind, z. B. die größte Ehrfurcht an den Tag legen, wenn von göttlichen Dingen die Rede ist, und sich durch die Häufigkeit der religiösen Übungen ihren Ernst nicht abstumpfen lassen. In all diesen Dingen ist er ihr Richter. Sie waren z. B. nicht immer mit der wünschenswerten Sammlung beim Gebet. Durch Gelegenheit zum Geschäft, aber sogar durch Gelegenheit zum Leichtsinn ließen sich manche aus der Moschee weglocken — zugleich eine Mißachtung des Propheten, den sie einfach stehen ließen, während er das öffentliche Gebet verrichtete. Es kam vor, daß Leute betrunken beim Gebet erschienen oder das Gebet nicht im Zustande körperlicher Reinheit verrichteten, wie Mohammed es verlangte. Derartiges wurde von ihm unerbittlich öffentlich getadelt. Er klagt über Wankelmut im Glauben und schleudert den Leuten Beleidigungen ins Gesicht. Es hatte sich sogar einmal in Medina

eine Art Konkurrenzmoschee unter den Gläubigen aufgetan, zum schweren Ärger des Propheten, der sich in den entsprechenden Worten Luft macht. Kurz, auch den Seinen gegenüber ist er der strenge Strafprediger, der sie für alles, was ihm nicht paßt, privatim und öffentlich auszankt und manchen vornehmen Herrn vor versammeltem Volke beschämt hat. Es kommt noch dazu, daß er auch das, was er zu loben hat, im Zusammenhang mit der veränderten Weltanschauung größtenteils als ein Werk nicht des Handelnden, sondern Allahs hinstellte, der durch die Hand der Seinen wirkte. So äußert er sich z. B. nach der gewonnenen Schlacht bei Bedr in einer Weise, die eigentlich seinen Tapferen die Freude am Sieg verleiden konnte. Es ist das eine Art von Fatalismus, daß die eigenen Heldentaten nicht mehr das Werk des Menschen sind. Es hätte die Araber vielleicht verstimmen und entmutigen können, wenn nicht der Prophet seine eigene Wirksamkeit in der Schlacht ebenfalls unter diesen Gesichtspunkt einbezöge.

Grundsätzlich verlangt Mohammed Gehorsam gegenüber seinen Befehlen und den verschiedenartigen Entscheidungen, die er im öffentlichen und privaten, im staatlichen und religiösen Leben trifft. Er redet von Gehorsam „gegen Allah" oder „gegen Allah und seinen Gesandten", was ja dasselbe ist. Selbst Handlungen, die den Seinen als moralisch anfechtbar erschienen (vgl. S. 46), vermochten ihren Glauben an seine Person, der über allen Zweifel erhaben war, nicht zu erschüttern. Das moralische Urteil war allerdings nicht immer allzu kritisch und wohl auch oft grundsätzlich anders als das unsere. Kleine und große Unredlichkeiten des Propheten wurden im allgemeinen von den eingeschworenen Verehrern gutgeheißen, und Befehle zu derartigen Handlungen mit Geschick ausgeführt.

Für alles, was er im Namen Allahs verkündigte, beanspruchte er Glauben, auch dann, wenn es den Leuten nicht einleuchten wollte oder geradezu abstoßend erschien. Die Frommen nahmen selbst an barocken Äußerungen, die den Spott der Heiden herausforderten, keinen Anstoß. Auch die ganze Art seiner Beweisführung im Koran und seiner Polemik gegen das Heidentum ist der Art, daß die Seinen, soweit sie klare und kritische Köpfe waren, von felsenfestem Glauben in die Wahrheit seiner Grundlehren und die Göttlichkeit seiner

Offenbarungen durchdrungen gewesen sein müssen, um durch sein Verfahren nicht stutzig zu werden. Denn Mohammed war, wenn er auch bisweilen ein treffendes Wort anbrachte, doch zu logischer Diskussion nicht besonders befähigt und wußte auf Einwände nichts Rechtes zu sagen, als seine Überzeugung mit Emphase zu wiederholen. Auf seine Forderung, sie sollten von dem, was Allah ihnen verleihe, den Armen etwas geben, erwiderten seine Gegner, wenn Allah wolle, könne er ja den armen Leuten direkt geben. Mohammed weiß auf diesen Einwand nichts anderes herauszugeben als: „Ihr seid zweifellos in offenbarem Irrtum." Da ferner Offenbarungen bisweilen widerrufen und durch andere ersetzt wurden, zweifelten die Heiden an der Weisheit Allahs und schlossen, es sei alles bloß von Mohammed erfunden. Er aber entgegnet: „Allah streicht, was er will" und verlangt, die Frommen sollten alles als eine gute Leitung Allahs betrachten und demütig bleiben, was sie denn auch taten.

Die Frommen bewiesen jeder an seinem Teile, wie weit ihre Hingebung für den Propheten ging. Sie hatten ihm doch alle etwas zu danken, vorab Güter geistiger Art, später aber der eine Ansehn, der andere Reichtum, der Dritte Sicherheit des Lebens, der Vierte Freiheit, der Fünfte häusliches Glück usw.; in vielen Situationen erprobten sie es, daß er Recht gehabt hatte, wenn er ihnen verhieß, Allah schenke von seiner Gnadenfülle, wem er wolle. Sie hingen zärtlich an ihm; was er lehrte und tat, bildete ihr Gesprächsthema bei Tag und bei Nacht. In Mekka war er wiederholt auf den persönlichen Schutz angewiesen, den sie ihm boten, und in den Kriegen setzten sie ihr Leben nicht nur für seine Sache ein, sondern auch für seine Person. So z. B. bemerkte in der Schlacht am Ohod Talcha, als er schon mehrfach verwundet war, wie ein Heide mit dem Bogen auf das Haupt des Propheten anlegte. Schnell hielt er dem Propheten die eine Hand vors Gesicht, und sie wurde wirklich von dem Pfeile durchbohrt, so daß sie Zeit seines Lebens gelähmt blieb. Obwohl ganz erschöpft, verteidigte er den Propheten noch weiter und half ihn in Sicherheit bringen.

5. Mohammed hätte nicht jene Opfer und Leistungen um eines bei seinen Landsleuten unerhörten Zweckes willen verlangen können, und am wenigsten von der Masse der späteren

Gläubigen, unter denen viele nur oberflächlich für die mohammedanische Frömmigkeit gewonnen waren, wenn er ihnen nicht mit heiliger Beteuerung Belohnungen Allahs in Aussicht gestellt hätte, die den verschiedenartigsten Gemütern begehrenswert erschienen, Belohnungen, die bald an den idealen Sinn und die fromme Gemütsart rührten, bald auf die materiellsten Wünsche des Menschen berechnet waren. Er verheißt ihnen, sie würden für ihre um des Glaubens willen verrichteten Handlungen den Lohn haben, den sie beanspruchen können. Die Frauen könnten die Grundgesetze des Islams so gut befolgen wie die Männer und dürften ihres Lohns so sicher sein wie die Männer. Der Lohn der Gläubigen ist z. B. Ruhe und Friede des Herzens, furchtloses Vertrauen auf die Zukunft, keinerlei Trübsal. Der Satan hat keine Macht über sie, dagegen können sie der Hilfe Gottes versichert sein, denn Gott ist dankbar. Gute Handlungen werden zehnfach vergolten, schlechte nur einfach, mehr wäre ein Unrecht. Schon das Lob des Propheten ist eine große Belohnung für die wirklich treuen Frommen. Angesichts der Autorität, die er bei ihnen genießt, ist seine Billigung ein Beweis für die Preisenswürdigkeit ihrer Handlungen. So konnten denn auch andere Belohnungen, die er in Aussicht stellte, gewürdigt werden, mochten sie auch dem heidnisch-arabischen Denken weniger entsprechen, wie z. B. Vergebung der Sünden von Gott; die Engel verwenden sich da für den Gläubigen und bitten Gott, ihn ins Paradies einzulassen.

Aber auch an Verheißung von Belohnungen materieller Art fehlt es nicht. Nur darf das Gebet des Menschen um „Schönes in dieser Welt" nicht das ausschließliche sein, sondern muß mit dem Gebet um „Schönes in der künftigen Welt" verbunden sein, dann werden sie beide erfüllt. Nicht nur beruft sich Mohammed auf das Wort des Psalters, daß die Gerechten die Erde erben werden, sondern es wird mit Behagen die förmliche Verpflichtung Allahs zu materiellem Ersatz für die vom Gläubigen gebrachten Opfer breitgetreten. Mohammed liebt die Auffassung, daß das, was der Mensch tut, ein Darlehen an Allah ist, das ihm Allah verdoppelt oder vervielfacht heimzahlen wird. Tatsächlich kam bald materieller Lohn, in Gestalt von Kriegsbeute für den Einzelnen; und in der Verteilung von Geschenken aus der für den Staat

gemachten Kriegsbeute war Mohammed nicht immer von Gerechtigkeit oder auch nur Billigkeit geleitet, sondern verfuhr oft so, wie es politisch opportun war.

Als die älteren, schlimmen Zeiten der Gläubigen vorüber waren, gab es Leute, die zu ernten wußten. Wer früher ganz unbemittelt war, konnte ein steinreicher Mann werden, wenn er die Summen, die ihm aus der Kriegsbeute zufielen, gut anzulegen verstand; er konnte z. B. Geldverleiher, Hausbesitzer und Häuserspekulant werden. Von den auf Feldzügen konfiszierten Grundstücken der Unterworfenen wurden manche als Beuteanteile verschenkt oder waren infolge des plötzlichen großen Angebots um mäßiges Geld zu haben; später konnten sie dann um hohe Summen losgeschlagen werden. Auf den immer sicherer werdenden Handelswegen wurden weitausschauende Unternehmungen riskiert. Das schloß nicht aus, daß man dabei ein wehrhafter Glaubensstreiter blieb, der nach allem häuslichen Behagen die Fährlichkeiten und Strapazen eines Wüstenfeldzugs mitmachte.

Allein ganz abgesehen hiervon versicherte er nun denen, die z. B. die Hedschra machten und Haus und Hof verließen, sie würden zwar schon auf Erden einen guten Tausch machen — aber nun vollends im Himmel! Denn wenn die Belohnung nicht in dieser Welt eintrifft, dann um so reichlicher in der künftigen, im Paradies. Und hiermit sind wir zu der Verheißung gekommen, die wie keine andere vom Propheten ausgenützt wurde, im Krieg und Frieden, als Anspornung zu Tapferkeit und Demut, in den traurigsten Lagen, mit reichster Ausschmückung. Der Koran ist voll davon. Mohammed stellt das Paradies als die höchste Steigerung alles irdischen Lohnes dar; der materielle Genuß überwiegt im Paradies so stark, daß wir es kaum mehr zu den idealen Belohnungen zählen können.

Arabien hat eine nur geringe Niederschlagsmenge, in gewissen Gegenden bleibt der Regen sogar manchmal Jahrelang aus. Wohl lassen Gewitterregen plötzlich tobende Bäche entstehen, aber sonst ist fließendes Wasser selten und immer nur auf kürzere Strecken zu finden; einen perennierenden Fluß gibt es auf der ganzen Halbinsel nicht. Nun zauberte der Prophet den Seinen ein Paradies vor die Phantasie, auf dessen Grunde Ströme fließen und köstliche Gärten sich dehnen,

und an Stelle des brackigen, schlammigen, von allerhand Gewürm bewohnten, von seinen Kamelen aufgewühlten Wassers, wie er es auf Erden vielleicht nicht selten hatte trinken müssen, konnte der Gläubige hier ein klares, erquickendes Naß schlürfen. Allein er hatte das nicht einmal nötig; denn, trank er als Herdenbesitzer schon auf Erden viel und gerne Milch, deren Reichlichkeit aber doch vom Wasser oder Wassergehalt der Pflanzen abhing, so fließen im Paradies ganze Ströme von Milch, die nicht verdirbt. Honig und Fleisch jeder Art steht zu Gebote; in den Obst- und Weingärten wird man sich nach Herzenslust laben und die Rebenfrucht übrigens nicht nur als Traube, sondern auch als Wein genießen, was den Mohammedanern auf Erden bekanntlich verboten ist. Aus Schalen trinken sie den mit Kampfer und anderem gewürzten moschusduftenden Wein; auch er fließt buchstäblich in Strömen. So führt der Selige ein sorgloses Leben, in dem es nie an Nahrung gebricht. Und in diesen ungeheuren Räumen, so weit wie Himmel und Erde, Räume, die sich der Araber auf Erden nur als Wüste vorstellt, findet er das, was er in der freien Natur seines Landes so selten fand: einen wohltuenden Schatten. Dort ruhen sie auf schwellendem Pfühl, weder von Frost noch von Hitze belästigt, mit Gold, Silber und Perlen behängt, mit kostbaren seidenen Gewändern angetan, wie sie der Fromme auf Erden überhaupt nicht tragen durfte. Die Strapazen, die ihnen das Klima Arabiens auferlegte, bleiben ihnen dort fern. So haben sie, was sie begehren, und es ist namentlich auch für weibliche Bedienung in reichstem Maße gesorgt. Sobald Mohammed aufs Paradies zu sprechen kommt, verfehlt er nicht, der dortigen schönen Frauen als eines seiner verlockendsten Anziehungspunkte zu gedenken.

Im Vergleich mit der Schilderung solcher Wonnen des Paradieses sind seine mehr geistigen Genüsse verhältnismäßig selten erwähnt. Mit frommem Gruß werden die Seligen an seinen Pforten empfangen und, geläutert wie sie sind, führen sie auch ihrerseits nur fromme Rede im Munde. Sie sehen die Engel an Gottes Thron schweben und preisen Gott für das Glück, das er ihnen hat zu Teil werden lassen, während sie die Frevler in den Qualen der Hölle erblicken und von ihnen beneidet werden; denn die Seligen und Verdammten können einander sehen und miteinander reden. Die im

Paradies bestehende scharfe Sonderung der Frommen von den schlechten Menschen, mit denen sie auf Erden hatten zusammenleben müssen, um so häufig von ihnen gequält oder sonstwie benachteiligt zu werden, der Vorzug, den sie in jener Welt vor ihnen genießen, soll ihnen zur Genugtuung dienen.

An Ehrungen ließ es Mohammed schon in dieser Welt nicht fehlen, behandelte überhaupt die Seinen respektvoll. Er legte ihnen z. B. Ehrennamen bei. Einem Manne namens Gāfil (= „Der Nachlässige") gab er nach der Bekehrung den Namen Akīl (= „Der Kluge"). Einem andern, einem der bedürfnislosesten Gefährten, den er auch wiederholt mit militärischen Oberkommandos betraute, gab er den Beinamen Emīn (= „Der Zuverlässige") usw. Er pflegte auch Leute, deren Name mit dem einer heidnischen Gottheit zusammengesetzt war, in Abdallah (= „Knecht Allahs") umzunennen. Aber noch in verschiedener anderer Weise wußte er den Seinen Ehren zu erweisen. Der Vater seines treuen Freundes Abu Bekr war dem Islam lange fern geblieben; er legte erst nach der Einnahme Mekkas das Glaubensbekenntnis ab und begab sich zu diesem Zwecke in Begleitung seines Sohnes zum Propheten. Mohammed zeigte sich förmlich ungehalten darüber, daß Abu Bekr den alten Mann veranlaßt hatte, sich zu ihm zu bemühen (Abu Bekr war selbst schon nahe an den Sechzigen); er seinerseits habe den Besuch machen wollen. Das war sehr viel einem hartnäckigen Heiden gegenüber und ein Akt der Courtoisie gegen Abu Bekr.

6. Einer der hervorragenderen Gefährten liebte es, sich elegant zu kleiden. Nun hatte Mohammed das Tragen seidener Kleider verboten, nahm aber auf die kleine Schwäche dieses Frommen Rücksicht und gestattete ihm ein seidenes Gewand. So drückte er öfters ein Auge zu oder baute den Wankenden goldene Brücken. Nach der Schlacht am Ohod, die infolge von Disziplinlosigkeit verloren gegangen war, las er den Missetätern den Text, fügte jedoch hinzu, Allah habe ihnen schon wieder verziehen. Er wußte, daß er den Bogen nicht zu straff spannen durfte, sagte auch rund heraus, aus welchem Grunde er nachsichtig war, denn die Frommen und wirklich Tapferen waren ärgerlich über eine so milde Behandlung der Untüchtigeren, und ihnen gegenüber wollte er sein Verhalten rechtfertigen.

Mohammed suchte ferner verschiedene Forderungen des Glaubens, z. B. das anstrengende Fasten, die Vigilien, leichter darzustellen, als sie sind, denn Allah will dem Menschen den Glauben nicht erschweren, sondern angenehm machen. Er polemisiert gegen manche Belästigungen, die der Kultus der Heiden mit sich bringe. Was die mohammedanischen Speisegesetze anlangt, so sind sie leichter als die jüdischen; die strengen jüdischen sind den Juden nach seiner Ansicht von Allah als Strafe auferlegt. Wenn die Gläubigen mit ihren teuersten Familienangehörigen und Freunden brechen müssen, so tröstet er sie: Es sei ja vielleicht nicht ein Bruch für immer, das Schlimmste könne durch Gottes Allmacht abgewendet werden usw. Im Kriege nimmt er Rücksichten auf die, die ernstliche Abhaltungsgründe haben und versichert sie des unverminderten Wohlwollens Allahs. Er gestattet laxere Observanz in Religionsgeboten, wenn die Not zwingt. Wer z. B. mit Gewaltmitteln genötigt wird, krepierte Tiere oder Blut oder Schweinefleisch zu genießen, oder es durch Hunger gezwungen tut, den trifft kein Verschulden. Wer auf der Reise ist, darf die offizielle Fastenzeit des Ramadān auf eine andere Zeit verlegen. Als die Religion eine substanzielle Grundlage in Gestalt eines Staates mit seinen gesteigerten Anforderungen erhalten hatte, und die Frommen zugleich Kriegsmänner sein sollten, kam Mohammed zu der Erkenntnis, daß man bei den anstrengenden Vigilien nicht bestehen konnte, und ermäßigte die Verpflichtung zu ihnen derart, daß sie nicht mehr erheblich belästigten. Im Kriege sind Erleichterungen und Verkürzungen im Gebetsritual gestattet usw. Ja, er erklärt sogar eine erzwungene Verleugnung des Glaubens nicht für schlimm, so lange nur das Herz fest im Glauben sei.

Er weiß einer abweichenden Meinung an der richtigen Stelle nachzugeben, was er unbeschadet seiner Autorität tun konnte, da er seine Würde immer zu wahren verstand. Um nicht wankelmütig oder unsicher in seinen Entschlüssen zu erscheinen, ließ er sich gern eine Offenbarung zu teil werden, die ihm befahl, dem Drängen seiner Umgebung zu folgen. Er kannte den Charakter der Menschen, die er vor sich hatte, denn auch seine alten, ergebenen Fluchtgenossen darf man sich nicht als eine willenlose Herde vorstellen. Gerade unter den Besten sind starkwillige Charakterköpfe in größerer Zahl; sie

haben ihr selbständiges Urteil und vertreten es selbst dem Propheten gegenüber. Auch den gläubigen Medinern fehlt es nicht an Selbstbewußtsein, und wenngleich die Einflüsse der alten mekkanischen Fluchtgenossen die größten sind, so gelingt es doch auch den Medinern bisweilen, ihren Einfluß beim Propheten geltend zu machen, denn sie sind immerhin ein Faktor, mit dem gerechnet werden muß. Mohammed fragt die Vornehmeren um ihren Rat und zeigt ihnen auch sonst, daß er auf ihre Ansicht Wert legt. Sie dürfen sich auch wohl einmal etwas gegen ihn herausnehmen. Z. B. wollte er, als er in Medina belagert wurde, mit einem der belagernden Stämme einen Separatfrieden schließen, der aber einem zufällig herangekommenen angesehenen Mediner unwürdig erschien. Da sagte er dem Propheten ins Gesicht, wenn der Vertrag auf einem Befehl Allahs beruhe, dann sei alles gut; sei er aber das Werk des Propheten, so würden sie nur durch Kampf mit dem Feinde die Sache austragen. Er gedachte also den Vertrag nicht zu respektieren, und zwei andere angesehene Mediner waren ebenfalls der Ansicht, der Vertrag sei eine Erniedrigung; so wurde er denn mit Genehmigung des Propheten zerrissen. Die diplomatischen Maßregeln Mohammeds, seine Verträge usw. waren überhaupt nicht immer nach dem Sinn aller Gläubigen, woraus dem Propheten mancher Ärger erwuchs, so daß sogar kritische Situationen für ihn entstanden. Manchmal gelang es, den Propheten umzustimmen (s. o.), da er nicht rechthaberisch war, wenn ihm die Unzweckmäßigkeit einer Maßregel nachgewiesen und eine bessere vorgeschlagen wurde. Z. B. war er, als er sich in Medina niederließ, mit den dortigen Verhältnissen nicht so genau vertraut, um immer selbständig seine Anordnungen treffen zu können, und es stellte sich manchmal heraus, daß er im Begriffe war, einen Fehler zu begehen, der auf ungenauer Personalkenntnis beruhte. Klärte man ihn dann auf, so stand er nicht an, seine Anordnung rückgängig zu machen. Hin und wieder sah er sich durch eine offen zu Tage tretende sittliche Entrüstung der Mediner genötigt, einen Schritt zurückzutun. Selbst in Fällen, die beinahe das religiöse Gebiet streiften, wurde ihm entgegengetreten. So hatte er einmal einem Stamme, der sich unterwarf, unter anderem die Konzession gemacht, er dürfe sein Götzenbild noch einige Monate behalten, erregte aber damit ein solches

Ärgernis, daß er die Konzession zurücknahm. Fast scheint es, als ob selbst die Rezipierung der Kaba (s. S. 19) und das Küssen ihres schwarzen Steins anfangs befremdet hätte.

Die Nachgiebigkeit gegenüber den Seinen hielt sich jedoch im Grunde auf dem weltlichen Gebiet; in rein religiösen Fragen waren sie ihm unbedingt ergeben, doch so, daß sich die Verehrung, die er genoß, im allgemeinen in würdigen Formen bewegte.

Als Mekka in die Gewalt Mohammeds gekommen war, und die dortige Bevölkerung ihn als Propheten anerkannt hatte, als er seine trotz Allem unausrottbaren Sympathieen für seine Vaterstadt hatte laut werden lassen und dem mekkanischen Tempel, der nunmehr für immer das Zentralheiligtum des Islams sein sollte, seine Reverenz erwiesen hatte, da kam mehr als einem Mediner der bange Gedanke, der Prophet könnte jetzt den Staub Medinas von seinen Füßen schütteln und dahin zurückkehren, wo er zu Hause war, und wohin sein Streben all diese Jahre gerichtet gewesen war. Allein damals zeigte sich, wo die wahre Haupt- und Schutzstadt des Islams war: Seine Mediner, die seine Lehre tief durchdrungen hatte, waren eine gesinnungstüchtige und absolut anhängliche Bevölkerung geworden, auf die er auch für den Fall etwaiger Mißerfolge allezeit bauen konnte. Echt mohammedanisches Leben pulsierte fast nur in Medina und der unmittelbaren Umgebung Mohammeds. Er gab den Medinern alsbald die tröstliche Versicherung, er wolle leben, wo sie lebten, und sterben, wo sie stürben, und Medina blieb Sitz der Regierung.

Allerdings gab es dann doch zwischen den glaubensstolzen Medinern und der neugewonnenen Bevölkernng Mekkas Eifersüchteleien, die dem Propheten mitunter zu schaffen machten. Er war selbst daran schuld. Nachdem nämlich die Bewohner des eroberten Mekka wohl oder übel den Islam angenommen hatten, war es dem Propheten darum zu tun, aus diesen an und für sich sehr brauchbaren Menschen ergebene Staatsangehörige zu machen. Aber der alte Groll war in den langen Jahren der Fehde gegen Mohammed, wobei manch Einem ein naher Verwandter ungerochen im Kampfe geblieben war, begreiflicherweise nicht erloschen und wurde bei den Vornehmen genährt durch den Umstand, daß sich dieser weit unter ihnen

stehende Mensch emporgeschwungen und sie gedemütigt hatte. Es galt also, den Widerwillen seiner noch zur Seite stehenden Landsleute zu glätten. Durch geeignete Plazierung im Staatsdienste war manches zu erreichen, aber nicht alles, und da traf es sich glücklich, daß Mohammed nicht lange nach der Einnahme Mekkas im Kriege gegen eine größere Koalizion von Stämmen kolossale Beute machte. Das gesetzlich der Staatskasse zukommende Beutefünftel, nach andern noch mehr, wurde damals dazu verwendet, unter verschiedene Persönlichkeiten, namentlich unter Mekkaner, verteilt zu werden, an deren freundlicher Gesinnung dem Propheten gelegen war. Er nennt das im Koran „die Herzen besänftigen", wobei also nicht an Eindrücke durch geistige Mittel gedacht werden darf. Angesichts einer so auffälligen Bevorzugung der Mekkaner mußten sich die Mediner, die sich neben den Besitzern der „besänftigten Herzen" denn doch als die wahren und uneigennützigen Stützen des Islams erschienen, in der Tat gekränkt fühlen.

Schließlich ist, um die Initiative der Gemeinde in ihrer Bedeutung für den Islam voll zu würdigen, noch zu erwägen, wie folgenreich es wurde, daß Mohammed genötigt war, auf zahllose religiöse und im übrigen namentlich rechtliche Anfragen Antworten zu erteilen, auf die er sonst nie gekommen wäre. Er ging auf alles ein, so gut und so schlecht er es vermochte. Der Islam erhielt dadurch gleich nach seinem Entstehen eine beträchtliche Vielseitigkeit; sie war in der Hauptsache das Werk eines einzelnen Mannes.

7. Von den zahlreichen Gefährten Mohammeds, die näher bekannt sind, sollen nun einige individuell charakterisiert werden. Man wird dabei noch manchen einzelnen Zug finden, der das im Vorhergehenden entworfene allgemeine Bild vom Verhältnis des Propheten zu seinen Getreuen vervollständigen wird.

Wir können vier Gruppen unterscheiden: Altmekkanische Gläubige, die also schon in der mekkanischen Zeit den Islam annahmen und dann die Hedschra nach Medina mitmachten; Mediner; spätbekehrte, nach Medina übergesiedelte Mekkaner und endlich sonstige Araber. Letztere traten in dem engeren Kreise. der dem Propheten nahe stehenden Personen nicht in nennenswerter Weise hervor. Die brauchbarsten Personen nahmen ihren dauernden Wohnsitz in Medina und wurden nur vorübergehend mit auswärtigen Aufträgen beschäftigt.

Die ältesten mekkanischen Bekenner, „die Fluchtgenossen", blieben die weitaus wertvollsten unter seinen Getreuen; sie waren, wie die Mekkaner überhaupt, den Medinern an Begabung überlegen. Es waren kluge, rüstige Leute, mit einer gewissen politischen Erfahrung ausgestattet, selbständig im Handeln und voll Selbstbewußtsein, dabei doch zur Unterwerfung unter die Autorität des verehrten Propheten bereit. So hatte Mohammed in ihnen ein glänzendes Material für alle schwierigen Posten zur Verfügung.

Mohammed hatte nie Geschwister. Seine nächsten Anverwandten waren, nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern, sein Großvater väterlicherseits und dessen Söhne. In seinem Verwandtenkreise wurde ihm viel aufopfernde Liebe entgegengebracht. Der Großvater, damals schon 70 Jahre alt, nahm den sechsjährigen Mohammed zu sich, als dessen Mutter dem Vater, der schon vor Mohammeds Geburt gestorben war, im Tode folgte, und er arm und verlassen dastand. Drei Jahre vorher hatte der Alte ein neunjähriges Söhnchen verloren und übertrug alle Zärtlichkeit auf seinen Enkel Mohammed. Nach zwei Jahren starb auch er, und sein Sohn nahm Mohammed auf, obwohl er selbst unbemittelt war und zwei Frauen und zehn Kinder zu ernähren hatte. Er war Heide, und einer seiner Söhne kämpfte bei Bedr in den Reihen der Ungläubigen; als aber ein anderer seiner Söhne, Alī, den Islam annahm, legte er ihm kein Hindernis in den Weg. Mehr noch: Als Mohammed später predigend auftrat, wurde er sein Beschützer gegen die Heiden, und alle Bemühungen der Mekkaner, ihn zur Aufgabe des Schutzes seines Neffen zu bewegen, scheiterten an seiner Geradheit und seinem Familiensinn. Als damals Mohammed von seiner heidnischen Familie mit Erfolg gedeckt wurde, konnte er die übrigen Heiden fragen, ob sie denn die Familie eines Propheten mehr fürchteten als Allah.

Der erste Gläubige war der eben erwähnte Alī. Es war ein Akt der Dankbarkeit, wenn Mohammed diesen Vetter, den jüngsten Sohn seines Pflegevaters und Wohltäters, in einem Jahre der Hungersnot bei sich aufnahm und in seinem Hause erzog. Er hatte es nicht zu bereuen; der im Alter von 11—12 Jahren dem Islam zugeführte Knabe hing innig am Propheten und tat sich später als Streiter in der

Feldschlacht rühmlichst hervor, obwohl er dick war und daher dem Ideal eines arabischen Helden, der mager sein muß, nicht entsprach. Er wurde als Othmāns Nachfolger der vierte Chalife.

Eine neue Periode begann mit der Bekehrung Abu Bekrs, insoferne nämlich die kleine Gemeinde hierdurch über den häuslichen Kreis hinauswuchs. Er gab Hab und Gut um des Glaubens willen dahin; namentlich setzte er es sich zum Ziel, Sklaven freizukaufen, die infolge ihres Islams in besonderem Grade von ihren Herren zu leiden hatten. Seine äußere Gestalt war nicht imponierend; er war nicht groß, sein Rücken gekrümmt, sein Haar früh ergraut, und er färbte daher den Bart, wie das so Mode war, rot. Obwohl er während seiner beiden letzten Lebensjahre Chalife war, starb er nicht nur arm, sondern trotz seiner höchst einfachen Lebensweise tief verschuldet infolge von zu weit getriebener Wohltätigkeit. Er war mild von Natur; ja, wenn er im Koran las, soll er zu Tränen gerührt gewesen sein. In seinen Entschlüssen war der Mann mit der scharf vorspringenden Stirn unerschütterlich und faßte sie nach streng eingehaltenen Grundsätzen. Als Richtschnur diente ihm allemal, was der Prophet gesagt und getan hatte, und das blieb auch so, als er nach Mohammeds Tode selbst Herrscher des Reichs wurde.

Er und Omar bildeten ein Par und waren die beiden vertrautesten Gefährten Mohammeds. Sie befanden sich meist in seiner Umgebung, waren Teilnehmer seiner Handlungen, hatten genaue Kentnis von seinem religiösen und politischen Denken, waren in seine geheimsten Pläne eingeweiht und gingen am verständnisvollsten auf seine Intenzionen ein. Durch und durch gediegene Charaktere hatten sie nichts anderes im Auge als das Wohl der Religion und des Staates. Abu Bekr war der ruhigere und mehr als Omar an das Wort des Propheten geklammert; Omar war stürmisch und besaß mehr Initiative. Wenn der behende Mann raschen und weitausgreifenden Schritts unter das Volk trat, ragte er mit seinem mächtigen Körper über alle hinweg. Ebenso gewandt wie seine Glieder war aber auch sein Geist, und ebenso gewaltig wie sein Körperbau war seine Tatkraft. Er ist die hervorragendste Erscheinung jener ganzen Zeit. Mit sicherem Freimut machte er seine Ansicht jedem gegenüber geltend und

konnte ernstlich grob werden, gleichviel wen er vor sich hatte. So durfte auch keiner in dem Maße wie er dem Propheten mit Widerspruch begegnen, und er drang nicht selten mit seiner Meinung durch. Er war hinter dem Propheten her und trieb ihn zu durchgreifenden Maßregeln. Einige nicht unwichtige Bestimmungen des Korans werden von den mohammedanischen Theologen auf die Initiative Omars zurückgeführt, oder vielmehr, wie sich die Sprache der mohammedanischen Theologie ausdrückt, „Allah stimmte mit Omar überein". Wo es darauf ankam, ging er rücksichtslos vor. Als Mohammed an seiner letzten Krankheit daniederlag, verlangte er Schreibzeug, um sein Testament niederzuschreiben. Da aber die Krankheit bereits mit ziemlicher Heftigkeit auftrat, erschien dem Omar die Klarheit des Bewußtseins Mohameds nicht ganz zweifelsfrei, und er setzte es durch, daß das Verlangen des Propheten abgeschlagen wurde. Nach der Schlacht bei Bedr bestand er auf Hinrichtung der Gefangenen, und zwar jeweils durch den, der den betreffenden gefangen genommen hatte. Nun kam es aber vor, daß Leute Verwandte gefangen genommen hatten, so Alī seinen leiblichen Bruder. Omar stand nicht an zu erklären, daß füglich Alī dem eigenen Bruder den Kopf abzuschlagen habe. Diesmal drang er allerdings nicht durch; Mohammed ließ sich durch Abu Bekr bestimmen, den Gefangenen das Leben zu schenken. Wo eben ein Exempel statuiert werden sollte, kannte Omar kein Erbarmen. Aber er war ein Diplomat, der aus Gründen der Staatsraison zu paktieren wußte; jedoch nur im äußersten Falle, im allgemeinen war er fürs Draufgehen. All diese Eigenschaften stellte er ausschließlich in den Dienst der heiligen Sache; für sich selbst begehrte er nicht viel, wenn nicht eben die Befriedigung seines Willensdrangs. Er war mäßig in seiner Lebensweise, opferwillig, treu und urteilte ohne Ansehn der Person. Die Bekehrung eines Mannes wie Omar hatte ein Ereignis in der mekkanischen Gemeinde der Gläubigen gebildet, die damals aus 40—60 Personen bestand. Sie konnte sich jetzt mehr hervorwagen, der Gottesdienst mußte nicht mehr in der Verborgenheit abgehalten werden, sie stand geachteter da und konnte eher auf Anrempeleien reagieren. Omar wurde nach Abu Bekr Chalife und schuf als solcher eine für die damaligen Verhältnisse passende Organisation des mittlerweile

durch Eroberungen zu einer gewaltigen Ausdehnung gelangten Reichs.

Einige Ähnlichkeit mit Omar, wenigstens hinsichtlich der ungestümen Kraft, mit der er auftrat, weist Hamsa, ein Oheim Mohammeds, auf. Er war von geradezu leidenschaftlicher Ritterlichkeit. Charakteristisch ist schon seine Bekehrung. Eines Tages wurde der Prophet auf offener Straße beschimpft, reagierte aber nicht darauf. Eine Frau, die die Szene mitangehört hatte, hinterbrachte es dem gerade mit dem Bogen von der Jagd heimgekehrten Hamsa. Hamsa, obwohl Heide, lodert in Zorn über die seinem Neffen angetane Beschimpfung auf, läßt alles andere stehen und liegen, eilt zu dem Beleidiger und haut ihm mit dem Bogen über den Kopf, indem er ihn auffordert, ihm den Schlag zurückzugeben, wenn er Mut habe; er bekenne sich hiermit zum Glauben Mohammeds. Die Familie des Beleidigers wollte sich darein mischen, dieser jedoch gab klein bei und bekannte sein Unrecht. Hamsas Wort aber blieb bestehen, und er war fortab in Mekka eine Stütze der Gemeinde; in Medina wurde er „der Löwe des Islams". Er war der Führer des ersten Raubzugs, den Mohammed aussandte, und starb in der Schlacht am Ohod den Heldentod.

Zu den großen Feldherrn zählt Sad, der Eroberer Persiens. Wie mancher andere Mekkaner liebte er ein elegantes Auftreten. Als besonderer Beweis für seine feinen Umgangsformen wird berichtet, er sei, wenn er Knoblauch aß, ins Freie gegangen. Er bewahrte eine wollene Jacke auf, die er in der Schlacht bei Bedr getragen hatte, und ließ sich in ihr begraben.

Einen entfernten Verwandten Mohammeds lernen wir in Othmān kennen. Er gehörte einer der vornehmsten und einflußreichsten Familien Mekkas an, war aber persönlich zu unbedeutend, als daß sein Übertritt (S. 55) auf die Besserung des Verhältnisses der mekkanischen Aristokratie zu Mohammed einen Einfluß hätte ausüben können. Sein Vermögen, das er auch im Islam bedeutend zu vergrößern wußte, griff er nötigenfalls für die Sache des Glaubens an. Er war ein schöner Mann; sein kräftiger Körperbau, üppiges Bart- und Kopfhaar und seine feine Haut fielen auf; auch wird berichtet, er habe seine lockeren Zähne mit Gold befestigt. Dazu kam ein nobles Auftreten und ein liebenswürdiges, unter-

haltsames Wesen. Als Schwiegersohn Mohammeds war er natürlich viel in dessen Umgebung und wurde auch dann und wann verwendet. Zum Unheil für das mohammedanische Reich wurde dieser gutartige aber unfähige Mann später Chalife.

Abderrachmān war ein großer Kenner des Religionsgesetzes, konnte aber darum doch auch an die Spitze einer Armee gestellt werden. Während viele andere der unbemittelten mekkanischen Auswanderer ihren medinischen Glaubensgenossen zur Last fielen, schlug er jede Unterstützung aus, ging auf den Markt, fing sich einen kleinen Handel an und erwarb auf diese Weise ein anständiges Auskommen. Später gelangte er sogar zu Reichtum und verwendete viel Geld auf seine Toilette.

Abdallah ibn Masūd war eine Leuchte des Glaubens und eine Autorität auf dem Gebiete des Korans und der sonstigen Aussprüche Mohammeds. Keiner war so unzertrennlich vom Propheten wie er; er kopierte ihn in seinem Auftreten. Fremde hielten ihn für ein Familienmitglied, denn er hielt es nicht unter seiner Würde, den Kammerdiener des Propheten zu machen und ihm mit Hingebung all die tausend Kleinigkeiten zu verrichten, durch die ein Kammerdiener seinem Herrn das Leben versüßen kann.

Nicht zu verwechseln mit dem nachmaligen Chalifen Othmān ist ein anderer gleichen Namens, der wegen seiner asketischen Lebensweise mit großer Ehrfurcht behandelt wurde. Er soll, schon ehe er Mohammedaner wurde, gleich manchen anderen Arabern dem Weingenuß entsagt haben, und es ist immerhin möglich, daß das Weinverbot des Propheten auf seine Anregung zurückzuführen ist.

Recht schlimm waren in Mekka stammfremde Gläubige daran, wenn sie niemanden fanden, der sie für seinen Schützling erklärte. So Ammār. Seine Mutter war Sklavin gewesen; er war also nicht einmal freigeboren. Es gab eine beliebte Art der Folterung, die darin bestand, daß man Personen zur Mittagszeit dem Sonnenbrand aussetzte und sie dürsten ließ. Eine Steigerung bestand darin, daß man dem Opfer einen eisernen Panzer anzog. Ammār schwur in seiner Qual und Mattigkeit den Glauben ab. Der Prophet urteilte ja in solchen Fällen milde (S. 69).

Der nach Arabien verschlagene Soheib war ein Grieche oder war doch früh als kriegsgefangener Sklave den Byzantinern in die Hände gefallen und griechisch erzogen, was man seiner arabischen Sprache anhörte. Es bildet also eine welthistorische Merkwürdigkeit insoferne, als er der erste Grieche ist, der den Islam annahm.

Berühmter ist der Sklave Bilāl, der noch unter Folterungen Allah bekannte und dann von Abu Bekr losgekauft wurde. Wegen seiner hellen Stimme ernannte ihn Mohammed zum Gebetsausrufer, der von der Moschee aus zu verkünden hat, daß die Stunde des Gebets gekommen ist. Außerdem bekleidete er den Vertrauensposten eines Verwalters des Staatsschatzes.

Am nächsten von allen früheren Sklaven stand dem Propheten Seid. Chadīdscha, Mohammeds erste Frau, hatte ihn ihm zum Geschenke gemacht, und Mohammed gewann ihn so lieb, daß er ihn adoptierte. Er war ein tapferer Soldat, der das Vertrauen Mohammeds genoß und häufig Feldzüge kommandierte oder auch, wenn der Prophet mit ins Feld zog, als dessen Stellvertreter zurückblieb. Seine Verehrung für den Propheten wurde auch dadurch nicht beeinträchtigt, daß einmal zwischen dem Propheten und Seids Frau eine nicht recht aufgeklärte skandalöse Geschichte vorfiel, die damit endete, daß Seids Ehe aufgelöst wurde, und Mohammed dessen Frau heiratete. Die Rachsucht und Grausamkeit des Arabers kam auch bei Seid zum Durchbruch. Ein arabischer Stamm hatte sich seiner bemächtigt und ihn mißhandelt. Ein Rachezug Seids hatte als einziges Ergebnis, daß man eine alte Frau gefangen nahm. Seid ließ sie mit jedem Fuß an ein Kamel binden und auseinanderreißen. Er fiel in der Schlacht bei Mūta (S. 33). Mohammed war bei der Nachricht seines Todes vom Schmerz ganz überwältigt und übertrug die Liebe für Seid auf dessen Sohn.

Die Mediner lieferten ein geringeres Kontingent zum engsten Kreis der Gefährten. Ursprünglich waren die Mekkaner auch in Dingen der Bildung den Medinern überlegen. Mekka war eine Stadt weitausschauender Handelsunternehmungen, die Mediner dagegen waren Ackerbauer, denn die Umgebung Medinas wies fruchtbare Felder und Palmenpflanzungen auf. In Mekka war die Kunst des Lesens und Schreibens verbreiteter

als in Medina; auch unter den Unbemittelten gab es nicht wenige, die sich darauf verstanden. Da es dem Propheten, dem diese Verschiedenheit nicht entging, darum zu tun war, das geistige Niveau in Medina zu heben, veranlaßte er einige Mekkaner, die in der Schlacht gefangen genommen worden waren und zu arm waren, um das Lösegeld aufzubringen, sich dadurch loszukaufen, daß sie je einem Dutzend medinischer Knaben das Schreiben beibrachten; nachdem das geschehen war, ließ er sie laufen. Aber bald wurden die Mediner die gelehrteren, und während aus den Reihen der Mekkaner die großen Feldherrn und Staatsmänner hervorgingen, stammten aus Medina Männer, die ein mehr zurückgezogenes Leben führten und die großen Theologen des Islams wurden. Diese ihre Bedeutung beginnt jedoch erst nach dem Tode Mohammeds.

Unter den übrigen Medinern sei hier nur eine, wenn auch durchaus nicht in die Tiefe wirkende, so doch charakteristische Figur erwähnt: Hassān, der Hof- und Leibpoet des Propheten. Wie andere arabische Dichter war er in Arabien weit herumgekommen. Seine uns erhaltenen Gedichte zeigen ihn zwar nicht als großen Künstler, allein er war stets bereit, dem Propheten die gerade erforderlichen Gedichte zu liefern, und Mohammed bedurfte einer solchen Persönlichkeit. In Arabien wurden bei allen möglichen Anlässen Verse gemacht, auch viel aus dem Stegreif. Da nun Mohammed in den gebräuchlichen höheren Dichtgattungen keine Gewandheit besaß, trat sein Hassān für ihn ein. Hassān hatte einmal ein Spottgedicht gegen Mohammed verfaßt und ihn dadurch dermaßen in Harnisch gebracht, daß Mohammed ihm den Mund für immer schließen lassen wollte. Hassān entkam jedoch dem Mörder und erhielt bloß einen Hieb in die Wade. Infolge des Vorfalles wandte er sich reuevoll an den Propheten, wurde in Gnaden aufgenommen und sang fortab das Lob seines neuen Herrn, indem er zugleich dessen Gegner durch bösartige Verse ärgerte. Seine Hauptaufgabe war es, Schmähgedichte gegen die Mekkaner zu verfassen, denn Schmähgedichte waren in Arabien ein nicht zu unterschätzendes Streitmittel. Abu Bekr, der die mekkanischen Verhältnisse genau kannte, war vom Propheten eigens beauftragt, Hassan mit dem nötigen Material zu versorgen. Manche Gläubige mochten Hassān

nicht leiden, aber so war nun einmal sein Heldentum. Er suchte sich durch Toilettenkünste ein grimmiges Aussehen zu geben, war aber persönlich feig, und die Araber sagten, kein Dichter sei tapferer gewesen als er — in seinen Gedichten. Im „Jahre der Gesandtschaften" (S. 20) konnte er den ganzen Wortschwall seiner Poeterei entfalten. Da fanden sich die arabischen Stämme mit ihren Dichtern ein, die in solenner Weise den Ruhm ihres Stammes sangen, nicht ohne auch der Trefflichkeit der Gläubigen zu gedenken. Dem Hassān fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, hierauf geziemend zu erwidern.

Schließlich die Spätbekehrten aus Mekka. Die Mekkaner sollten mit Annahme des Islams einen geringen und Jahre lang gehaßten Mann als Herrscher anerkennen; allein selbst diejenigen mekkanischen Familien, die dem Propheten am entschiedendsten gegenübergestanden hatten, wurden schließlich wankend, als sie sahen, daß einzelne ihrer Mitglieder, die jetzt den Islam angenommen hatten, drüben angesehene Heerführer wurden, die höchsten Verwaltungsposten erhielten, große Einnahmen hatten und unter Mohammeds Oberleitung Machtbefugnisse ausübten, die in Mekka nicht ihres Gleichen hatten (vgl. auch S. 71).

Zu den spätbekehrten Mekkanern gehörten die beiden größten Eroberer des Islams. Der eine ist Amr. Er war einer der Mekkaner gewesen, die auf Mohammed Schmähgedichte verfaßten. Bei der Einnahme Mekkas sehen wir ihn aber bereits auf Seiten der Gläubigen; kaum zum Islam übergetreten, fand er auch schon Verwendung im höheren militärischen Dienst. Seine hervorragendsten Leistungen auf diesem Gebiete — er wurde der Eroberer Ägyptens — fallen allerdings erst in die Zeit nach dem Tode Mohammeds.

Gleich ihm trat Chālid zum Islam über, als alle Aussicht auf Widerstand geschwunden war, und nur noch im Lager der Gläubigen Vorteil und Beute winkte. Bei der Einnahme Mekkas kommandierte er bereits die eine Abteilung des mohammedanischen Heeres. Der schwache Widerstand, den das Heer der Gläubigen fand, erfolgte gerade auf dieser Seite, und so blieb es Chālid vorbehalten, bei der Besetzung der Vaterstadt das Blut der eigenen Landsleute zu vergießen. Denn mit dem Blutvergießen nahm er es leicht; wohl keiner der mohammedanischen Generale verfuhr in den späteren großen Eroberungskriegen mit solcher Schonungslosigkeit wie

er. Der Prophet, dem diese seine Eigenschaft nicht unbekannt blieb, war ja in solchen Dingen nicht gerade skrupulös. Am Ohod wendete Chālid durch seine Geistesgegenwart die Schlacht zu gunsten der Mekkaner und führte die Niederlage der Gläubigen herbei (S. 35); dafür rettete er später in der unglücklichen Schlacht bei Mūta (S. 33) das Heer der Gläubigen vor dem völligen Untergange. Damals war es, wo er von Mohammed den Ehrennamen „Schwert Allahs" erhielt. Er war der schneidigste von allen Heerführern Mohammeds und in den späteren Eroberungskriegen der erfolgreichste.

Nun dürfen wir aber auch der weiblichen Gefährten Mohammeds nicht vergessen, seiner Gattinnen. Denn wenn ihnen auch an der Ausbreitung des Islams und, mit einer Ausnahme, an den großen politischen Begebenheiten kein Anteil zukommt, so haben sie doch für das Leben Mohammeds ihre Bedeutung.

Die strenge Abschließung der mohammedanischen Frau geht auf Anordnungen Mohammeds zurück, wiewohl die Verschleierung der Frau schon vormohammedanisch war. Allah macht dem Manne zwar gute Behandlung der Frau zur Pflicht, hat ihm aber Vorzüge und Vorrechte vor der Frau verliehen. Der Mann hat z. B. das Recht, die Frau, die ihm widersetzlich begegnet, zu züchtigen; bei Erbteilungen erhalten die Töchter nur die Hälfte dessen, was die Söhne erhalten; bei der Ehescheidung kommt es nur auf den Willen des Mannes an, jedoch erhält die Frau die Hälfte des Brautschatzes zurück. Allah gestattet dem Gläubigen bis zu vier Frauen gleichzeitig, doch soll er Rücksichten auf seine Vermögensverhältnisse nehmen. Die Gläubigen dürfen zwar Sklavinnen in beliebiger Zahl als Kebsweiber hinzunehmen, besser aber ist es, sie tun es nicht. Solche Sklavinnen dürfen sich nicht als Dirnen betrachten, sondern haben ihrem Besitzer Treue zu wahren, wie sie denn auch eine Morgengabe von ihm erhalten. Für seine Person statuierte der Prophet bezüglich der Zahl der Frauen durch eine Offenbarung eine Ausnahme, und so finden wir denn bei seinem Tode außer den Kebsweibern neun legitime Frauen in seinem Harem.

Eine unschätzbare Gefährtin besaß Mohammed an seiner Frau Chadīdscha, deren dritter Mann er war. Sie war eine tüchtige Frau, die das nicht unbedeutende Geschäft ihres

zweiten Mannes nach dessen Tode weiterführte. Man rühmte von ihr, sie habe ihr Personal gut behandelt. Es war eine reine Neigungsheirat, die die nahezu 40jährige, aber viel umworbene Witwe mit dem um 15 Jahre jüngeren Mohammed trotz des lebhaften Widerspruches ihrer Familie einging. Sie bewahrte ihm ihre Liebe bis an ihr Ende, auch in den trübsten Tagen. Obwohl sie, als Mohammeds Prophetentum begann, schon in den Fünfzigern stand, machte sie die große Wendung seines Seelenlebens mit und wurde die erste Gläubige. Eine mohammedanische Quelle sagt von ihr: „Sie glaubte an die Wahrheit dessen, was ihm von Allah eingegeben wurde, und so schuf Allah hierdurch seinem Boten Erleichterung. Er hörte nichts, was ihm unangenehm war und ihn daher mit Betrübnis erfüllte, und daß man ihm widersprach und ihn für einen Lügner erklärte, ohne das Allah durch sie seinen Kummer verscheuchte, wenn er zu ihr hinkam. Sie richtete ihn auf und schaffte ihm Erleichterung, glaubte an die Wahrheit seiner Sendung und stellte ihm die Sache der andern Leute verächtlich hin. Allah erbarmt sich ihrer!" Dabei war sie sonst, z. B. in Geldsachen, eine nüchtern denkende Frau. Nach ihrer Verehelichung mit Mohammed ließ sie sich nicht auf Gütergemeinschaft ein, sondern behielt ihr Vermögen fest in der Hand und verabfolgte Mohammed nur eine Art Taschengeld. Aber Mohammed fühlte sich wohl und geborgen bei ihr und hatte in der schweren Zeit seiner Gewissenskämpfe und körperlichen Leiden eine liebevolle Gefährtin an ihr. Er hat ihr das nie vergessen. Zwar verheiratete er sich schon zwei Monate nachdem sie die Augen geschlossen hatte wiederum, aber auch nach ihrem Tode verblaßte ihr Bild vor keiner der späteren Frauen seines Harems. Er hielt ihnen Chadīdscha als Ideal einer wackeren Frau vor, worüber sie sich nicht wenig ärgerten, und seine spätere Lieblingsfrau Āïscha soll auf keine ihrer lebenden Mitfrauen so eifersüchtig gewesen sein wie auf diese tote Chadīdscha. Die Hedschra und den späteren Triumph ihres Mannes erlebte sie nicht mehr.

Was sich später im Harem des Propheten zusammenfand, war eine bunte Gesellschaft von Frauen, junge und alte, lustige und stille, vornehme und geringe, Mohammedanerinnen, Jüdinnen und Christinnen (s. Kap. IV, 4), Witwen und geschiedene Frauen; mit einer einzigen Ausnahme waren

sogar alle seine Frauen vorher schon einmal verheiratet gewesen.

Diese Ausnahme war Āïscha. Mohammed und sie bildeten insofern ein ungleiches Paar, als Mohammed bei der Eheschließung 53, Āïscha 9 Jahre alt war, und dabei waren sie schon 3 Jahre verlobt gewesen. (Man muß die in Arabien sehr früh eintretende Reife in Erwägung ziehen.) Weit vom Ernste der viel älteren Chadīdscha entfernt, war sie doch in ihrer Weise dem Propheten eine Stütze. Sie war lustig, putzsüchtig, kokett, ja ihre eheliche Treue ist nicht über allen Zweifel erhaben. Aber der Prophet war in sie verliebt und weilte am liebsten bei ihr, wo er Erholung suchte und fand; denn dieser hingebungsvolle Regent, der mit Ernst und Strenge seinem Beruf oblag, wurde, wenn er sich bei seinen Frauen einfand, ein tändelnder Liebhaber. In Āïschas Häuschen (die Frauen Mohammeds bewohnten gesonderte Häuschen) stand sein Sterbelager, und dort wurde er begraben. Nach seinem Tode entwickelte sie sich zu einer Intrigantin, die in die Bürgerkriege in verhängnisvoller Weise eingriff; bei seinen Lebzeiten ist von Einfluß auf die Politik nicht viel zu bemerken, wie überhaupt Mohammed, so sehr er den Freuden des Harems ergeben war, doch nicht unter den Einfluß seiner Frauen geriet. Immerhin war sie die bedeutendste unter Mohammeds Frauen in Medina, interessierte sich für religiöse Dinge und wußte nach seinem Tode über eine Menge von Fragen Auskunft zu geben, bei denen es darauf ankam, genaue Nachrichten über das Verhalten des Propheten zu besitzen, z. B. juristische Entscheidungen, religiöse Ansichten. So wurde sie eine Hauptquelle für die Mohammedbiographie und mohammedanische Theologie.

Durch mehrere seiner Frauen war Mohammed mit seinen nächsten Freunden verschwägert, wie denn Āïscha eine Tochter seines treuen Abu Bekr war (S. 74). Es lohnt sich nicht, alle seine Frauen namhaft zu machen. Aber da war z. B. eine Tochter Omars (S. 74). Als sie ihren ersten Mann verloren hatte, hätte es Omar gerne gesehen, wenn einer seiner beiden Freunde Abu Bekr und Othmān sie geheiratet hätte; allein sie lehnten dankend ab. Schließlich tat Mohammed dem Omar den Gefallen und heiratete sie. Sie muß eine unerfreuliche Person gewesen sein; Mohammed wäre sie

später gern wieder losgeworden, und nur die Rücksicht auf Omar hielt ihn von der Scheidung ab. Bei einer anderen Witwe, einer ausnehmend schönen Frau, lag die Sache umgekehrt: Sie ihrerseits wollte den Propheten nicht heiraten und erklärte ihm, als er um ihre Hand anhielt, er besitze schon so viele Frauen in seinem Harem, und sie habe die schlechte Eigenschaft, eifersüchtig zu sein. Der Prophet beruhigte sie über diesen Punkt: Er werde zu Gott beten, daß er sie von ihrer Eifersucht heile. Auch verpflichtete er sich, für ihre Kinder aus erster Ehe gut zu sorgen, und so wurden sie denn ein Paar. Ob Allah das Gebet Mohammeds erhört hat, ist nicht festzustellen.

Die zwei Jüdinnen, die sich in seinem Harem befanden, waren die Witwen zweier jener Juden, die er nach der Kapitulation hatte abschlachten lassen, und entschlossen sich begreiflicherweise nur schwer, ihm die Hand zu reichen. Er muß sehr verliebt in die beiden Schönheiten gewesen sein, wenn er sich entschloß, so gefährliche Frauen in seinen Harem aufzunehmen. Sie haben ihm aber nichts zu Leide getan. Es hätte auch keinen Zweck gehabt, Judith zu werden; ihre Glaubensgenossen wären durch ganz Arabien hin sofort massakriert worden.

Überhaupt waren die Erkorenen Mohammeds, so groß auch die Ehre war, Gemahlin des Propheten oder, wie sich die Mohammedaner ausdrücken, „Mutter der Gläubigen" zu werden, doch keineswegs immer von der ihnen zugedachten Auszeichnung entzückt. Mohammed war doch allmählich gealtert und in seiner Frauenschaar herrschte nicht immer Eintracht. Es waren launische und zänkische Frauen darunter, die ihren Mitschwestern das Leben sauer machten.

Endlich noch ein Wort über Mohammeds Kinder. Seine erste Gattin Chadīdscha hatte aus ihren beiden früheren Ehen Kinder. Es scheint aber, daß diese den Mohammed nicht als Propheten anerkannten. Unter seinen eigenen Kindern waren die Söhne ohne Bedeutung und starben sämtlich vor ihm. Von seinen Töchtern hatte sich die älteste noch vor seiner Erleuchtung verheiratet, zog aber ihren Mann nicht zum Islam herüber und mußte, als die Hedschra erfolgte, bei ihrem Mann bleiben. In der Schlacht bei Bedr und später noch einmal wurde ihr Mann von den Mohammedanern ge-

fangen genommen und beide Male freigegeben, mußte aber seine Frau zu ihrem Vater entlassen. Nachmals nahm er den Islam an. Es schmerzte Mohammed tief, daß diese Tochter aus der Ehe mit Chadīdscha und ihr Mann die Hedschra nicht machten. Als der Schwiegersohn bei Bedr den Mohammedanern in die Hände gefallen war, sandte Mohammeds Tochter als Lösegeld feinsinnig ein Muschelhalsband, das ihr die verstorbene Mutter einst als Brautgeschenk gegeben hatte. Mohammed war in der Tat ergriffen, ließ es ihr wieder zustellen und gab den Schwiegersohn ohne Lösegeld frei.

IV. Staatsoberhaupt und Untertanen.

1. Die Verhältnisse in Medina (86). 2. Die Theokratie (89). 3. Die Menschheit und die Stämme (96). 4. Die Nichtmohammedaner (104). 5. Das Gemeinwohl (108). 6. Die Staatseinnahmen (111). 7. Mohammeds Lebensende (114).

1. Es wird schon aus den vorangehenden Kapiteln, namentlich aus den beiden ersten, erhellt haben, wie wesentlich sich der Staat Mohammeds von den damals in seiner Umgebung bestehenden staatlichen Gebilden unterschied. Vor allem waren letztere durchweg Republiken und bildeten ein loses Gemenge autonomer Einzelstaaten, die erst Mohammed zu einem geeinten Staat mit monarchischer Spitze zusammenschweißte. Hiermit war für Mohammed eine fast unübersehbare Fülle von Einzelaufgaben verbunden, die er von Fall zu Fall löste, ohne Gelegenheit gefunden zu haben, sich praktisch oder durch Lektüre im Berufe des Staatsmanns auszubilden und ohne ein Muster studiert zu haben, denn die Staatswesen der arabischen Halbinsel, die er kennen lernte, standen auf primitiver Stufe und räumten dem Staate nicht die Befugnisse ein, die ihm Mohammed verlieh.

Seine Vaterstadt Mekka mit ihrer rührigen, einsichtigen Bevölkerung stand allerdings über dem Niveau der anderen mittelarabischen Gemeinwesen, aber die hochentwickelten Staaten seiner Zeit lernte er höchstens ganz flüchtig kennen. Immerhin konnte er von den Wunderleistungen dortiger Staatsverwaltung nicht nur durch Reisende hören, wie sich ja überhaupt in dem belebten Handelsplatze Mekka mancherlei Erfahrungen sammeln ließen, sondern er selbst war in jüngeren Jahren mit Karawanen in die Städte des byzantinischen Syriens gereist (er soll bis Bosra gekommen sein) und hatte Vergleiche mit mekkanischen Verhältnissen anstellen können. Schon an der Zollgrenze mochte er eine ungefähre Vorstellung davon bekommen, welche Rechte ein Staat haben kann, er konnte

Truppen exerzieren sehen (vgl. S. 34), auf den Märkten einen Eindruck von der Kompliziertheit der Rechtsverhältnisse erhalten, von Disziplin der Beamtenschaft und Gehorsam des Staatsbürgers, von Fürsorge des Staats für das gemeine Wohl usw. Auch über das Staatsleben der Perser wie über die höherentwickelten Zustände Südarabiens mag ihm manches zu Ohren gedrungen sein.

Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß er ein self made man und Realpolitiker war, der die übernommenen Anschauungen in einer für seine Zwecke brauchbaren Weise umgestaltete. Die Verhältnisse, unter denen es geschah, wechselten aber in radikaler Weise. Man vergleiche den verfolgten Sektierer, der in Mekka gegen eine reiche Aristokratie wettert, ohne eine andere Macht zu besitzen als die seiner Ideen und seines Wortes, mit dem späteren medinischen Mohammed, der frei lehren darf, was er will, der z. B. die heidnische Religion in jeder beliebigen Weise beschimpfen darf, der den Gläubigen Gelegenheit gibt, sich zu bereichern, die Macht hat, bürgerliche Gesetze zu erlassen, wie sie ihm gut scheinen und ihre Befolgung zu erzwingen, der die Menschen nivelliert, der völkerrechtliche Verträge schließt und an der Spitze stattlicher Heere erscheint, der das Heidentum mit Mitteln der Gewalt ausrottet, während er sich in Mekka hatte offenbaren lassen, er sei ein Mahner aber kein Gewalthaber. Der Prophet hat sich im Laufe der Ereignisse und an ihnen zu einer großen staatsmännischen Persönlichkeit ausgebildet.

Die Fundamente der politischen Anschauungen, die er später in die Wirklichkeit umsetzte, sind schon in Mekka vorhanden; man erinnere sich z. B. der Strafen, die er den hartnäckigen Ungläubigen wünscht, der Anschauungen von der Gleichheit der Menschen im Glauben, von der Einheit des Glaubens, von der Armenpflege. Sobald Mohammed in Mekka Unterhandlungen mit den Medinern einleitet in der Absicht, sich in Medina eine gesicherte Wirkungsstätte zu bereiten, nimmt seine staatsmännische Tätigkeit einen größeren Stil an. Da ihm von den Medinern die Aufgabe gestellt war, in Medina befriedete politische Verhältnisse herzustellen (S. 16), lag es nahe, seine politische Stellung zugleich zu benutzen, um dafür zu sorgen, daß seine Lehren und seine religiöse Autorität in Medina in immer weiteren Kreisen anerkannt wur-

den, und da er bald in kriegerische Verwickelungen geriet, begann schon früh auch die auswärtige Politik seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, um ihm allmählig immer größere Aufgaben zu stellen, die er mit Geschick löste.

Medina war zwar als Mohammed hinkam, bis zu einem gewissen Grade durch gemeinsame Interessen zusammengehalten, seine Einheit war aber doch nur recht locker und entbehrte eines Mittelpunktes. Außer den kleineren Stämmen gab es dort fünf größere, die ebensoviele Staaten im Staat bildeten. Zwischen sie, die sich in zwei Hauptgruppen polarisierten, sah sich der Prophet gestellt. Das Verhältnis wurde dadurch noch verwickelter, daß die neuaufgetauchte religiöse Frage zu Gegensätzen von eigener Bedeutung führte. Da waren die drei jüdischen Stämme, die sich in politischer Hinsicht zwar anfangs mit Mohammed vertrugen, sich aber in religiöser Hinsicht ablehnend verhielten, obwohl es gemeinsame religiöse Vorstellungen gab und dem Propheten daran gelegen war, die Juden auch religiös zu sich herüberzuziehen. Unter den nichtjüdischen Stämmen war die Stimmung für seine Religion nicht schlecht, aber es gab doch nicht wenige Leute, die am Heidentum festhielten. Ferner war, auch wenn jemand den Islam annahm und in Mohammed einen wahren Propheten erblickte, noch nicht gesagt, daß er gesonnen war, sich seiner politischen Autorität zu beugen, und so finden wir denn Mediner, die religiöse Anhänger aber politische Gegner Mohammeds sind und ihm infolge der sich ergebenden Reibungen Jahre lang Arbeit machen. Manche — die aber in den Augen Mohammeds weder an Allah noch an seinen Boten glaubten — wollten einen feinen Unterschied zwischen Allah und dem Propheten machen und einiges glauben, anderes nicht und auf diese Weise „einen Weg dazwischen einschlagen". So durchkreuzten sich die politischen und religiösen Parteigruppen. Der Prophet sollte nach dem Wunsche der Mediner über den Parteien stehen, und das geschah in der Tat: er gehörte keiner medinischen Partei an, sondern einer neuen Partei, die mit Mohammeds Einwanderung in Medina dort festen Fuß gefaßt hatte, der Partei der gläubigen Mekkaner, die infolge ihrer Zuverlässigkeit seinen Rückhalt in allen politischen und religiösen Wirren bildete.

Die Situation war verwickelt und öfters schwierig, hatte

aber den Vorzug, daß jemand, der sich darauf verstand, im Trüben fischen konnte. Mohammed erwies sich als ein Diplomat. Er hatte sich in Mekka durch die fast unentrinnbaren Gefahren mit Festigkeit und Würde durchgeschlagen. Dann war schon die Abmachung seiner Aufnahme in den Schutz der Mediner unter kluger Benutzung der medinischen Verhältnisse eingefädelt worden. Als er hierauf nach Medina gelangt war, verstand er es, sich zwischen die medinischen Parteien so zu stellen, daß sich alles um seine Person drehte. Der Einfluß der ehedem maßgebenden Persönlichkeiten Medinas wurde allmählig gebrochen, und der Umfang der Befugnisse, die er an sich riß, wurde immer größer.

Mit der ihm eigenen Zähigkeit schuf Mohammed in verhältnismäßig kurzer Zeit die Grundlage seiner Macht und konnte es wagen, Gesetze zu erlassen, die mehr oder weniger tief in die bisherige Ungebundenheit der Araber eingriffen. Wenn man gewahrt, wie wenig Erfolge in die Breite Mohammed durch seine Predigt und wie viele er als Staatsmann und Feldherr errang, so ist man fast versucht zu schließen, daß eigentlich auf letzteren Gebieten seine Begabung lag, und der Schluß wäre nicht so ganz abzuweisen. Man muß sich jedoch gegenwärtig halten, daß das religiöse Milieu Arabiens nicht dazu angetan war, der geistigen Bewegung des Islams Vorschub zu leisten, und daß die äußeren Machtmittel der Natur der Sache nach rascheren Erfolg brachten; ferner, daß Mohammed doch auch seine politischen Triumfe zum guten Teil unter Mitwirkung seiner religiösen Ideen errang, und daß das Ganze die Verwaltung eines religiösen Ideenschatzes darstellt, den er sich in früherer Zeit angelegt hatte, später allerdings nicht wesentlich bereicherte.

2. Im Sinne des Propheten und großenteils mit Umschreibung seiner eigenen Aussprüche können wir das Wesen seines Staates etwa folgendermaßen darstellen. Mohammeds Staat ist eine Theokratie im stärksten Sinne des Wortes und zwar eine absolute monarchische Theokratie. Die Existenzberechtigung seines Staates liegt darin, daß Allah eine irdische Erscheinung will, unter deren Schutz seine Lehre, der Islam, leben kann. Allah begnadigt aus diesem Grunde die, die mit Gut oder Blut für seinen Staat tätig sind, in besonderer Weise und wacht überhaupt beständig über seinem Staat, bestraft auch

z. B. Ungehorsam gegen das Staatsoberhaupt und die Gesetze, unbeschadet der weltlichen Strafe, mit einer göttlichen Strafe, namentlich mit der Hölle. Der theokratische Gedanke ist soweit getrieben, daß Allah nicht nur die Gesetze und allgemeinen Verhaltungsmaßregeln offenbart, sondern, wenn es nötig wird, auch bei einzelnen Vorfällen eine Offenbarung auf den Propheten herabsendet und so durch sein unmittelbares Eingreifen Entscheidungen trifft.

Mohammed übt seine Herrschertätigkeit aus kraft einer ihm von Gott direkt übertragenen Befugnis, die er sich weder angemaßt hat noch durch Wahl oder gar Erbrecht besitzt (ein vornehmer Stammbaum ist ihm überhaupt erst von den mohammedanischen Theologen zurechtgezimmert). Er ist nicht nur als Prophet sondern auch als Herrscher der Bote Gottes, und zwar ist er die einzige Persönlichkeit im Staate, die unmittelbar von Allah eingesetzt ist, und nur *seine* Gesetze und Maßregeln sind unmittelbare Äußerungen der Gottheit, so daß er allein Träger des Willens Allahs ist. Es gibt keinen Priesterstand. Wohl können Personen von Mohammed mit Abhaltung des Gottesdienstes betraut werden oder mit Missionierung oder politisch-religiösen Funktionen; aber das ist nur etwas Transitorisches und wird nicht berufsmäßig ausgeübt. Mohammed ist also der einzige Priester in seinem Reiche, die andern sind seine persönlichen Organe. Es ist denn auch nichts davon bekannt, daß innerhalb seiner Gemeinde, etwa unter den religiösen Anhängern aber politischen Gegnern, jemand mit dem Anspruch aufgetreten wäre, auch seinerseits unmittelbares Organ des göttlichen Willens zu sein. Die wenigen Personen, die, bewogen durch die Prosperität des Prophetentums Mohammeds, gleichfalls einen Auftrag Allahs zu besitzen behaupteten und umfassende Rechte daraus herleiteten, stellten sich ausdrücklich sofort außerhalb der Gemeinde Mohammeds und wurden seine Konkurrenten.

Wer dem Islam beitrat, wer da erklärte, es gebe keinen Gott außer Allah und Mohammed sei sein Bote, der hatte damit auch eine politische Huldigung geleistet. Wenigstens ist das eine Ansicht, die sich bei Mohammed immer mehr festsetzt, und der er mit immer steigendem Nachdruck Geltung zu verschaffen sucht. Das Verhältnis in das Jemand, der den Islam angenommen hat und dadurch mohammedanischer Staatsbürger

geworden ist, zu Allah tritt, ist ein Vertrag, der aber vom Menschen nicht gelöst werden darf. Die Gläubigen geben Gut und Blut für Allah hin, Allah hat es von ihnen erkauft, und der Preis, den Allah zahlen wird, ist das Paradies mit seinen bekannten Freuden (S. 66). Die Gläubigen machen ein gutes Geschäft, um so mehr als es niemanden gibt, der seinen Vertrag so pünktlich hält wie Allah. Was der Mensch seinem Gotte zu leisten hat, und was ihm Gott dafür gewährt, steht im Wesentlichen im Koran, der sozusagen die Verfassungsurkunde des Staates Mohammeds enthält. Abänderungen an ihr können nur von Allah vorgenommen werden, was tatsächlich bisweilen geschieht. Daß im Koran Aufhebungen früherer Bestimmungen vorkamen, dünkte manchem auffällig, namentlich, wenn die frühere Bestimmung offensichtlich einen Irrtum des Propheten zur Ursache hatte; allein nicht Mohammed hat sich geirrt, sondern Allah hat aus unerforschlichen Gründen seine Ansicht geändert (vgl. S. 125).

Das ganze Verhältnis bildete einen diametralen Gegensatz zu allem, was man in Mittelarabien vom Staat gewohnt war, denn wer verfügte da über eine solche Machtfülle? Der arabische Häuptling war nur eine einflußreiche, aber keine herrschende Persönlichkeit. Seine Vorrechte bestanden z. B. in einem größeren Anteil, den er von der Kriegsbeute erhielt. Ferner konnte er Schiedssprüche erlassen, aber doch keine eigentlichen Urteile fällen und noch weniger konnte er eigenmächtig Strafen verhängen, wie er denn auch keine Exekutive besaß. Durch ein auf Vermögen, Verstand, Herkunft usw. gegründetes Ansehen konnte er erreichen, daß sein Wille in gewissem Umfange respektiert wurde, mußte sich aber mit seinem Stamme eins wissen und konnte wichtige Angelegenheiten nur gemeinsam mit der Volksversammlung entscheiden.

Mohammed hingegen verhängt Strafen nach Gutdünken. Er führte die Prügelstrafe ein und setzte z. B. auf Unzucht 100 Streiche, auf Verläumdung einer ehrbaren Frau 80 Streiche. Auf Diebstahl stand Abhauen der Hände. Manche Vergehen wurden mit Fasten bestraft usw. Seine Entscheidungen sind teils Entscheidungen der Gottheit, teils ihnen doch gleichwertig. Sie sind rechtskräftig, es gibt keine Berufung gegen sie; wer sich etwa beikommen läßt, sich an die Familie oder an die Gemeinschaft der Stammesgenossen

zu wenden, macht sich einer Auflehnung schuldig. Während ein arabischer Häuptling oder ein Usurpater das Recht seiner Ausnahmestellung auf Grund von Befähigung und Erfolgen zu erweisen sucht, beansprucht Mohammed ein solches Recht unter Hinweis auf eine übernatürliche Legitimation, und es ist ganz einerlei, ob die Menschen es gelten lassen oder nicht. Wer dies Recht nicht anerkennen will, begeht eben eine Sünde. Die kritischen Anhänger, die die moralischen und für sie zweckmäßigen Grundsätze Mohammeds annahmen, jedoch gegenüber den Ansprüchen des absoluten Herrschers Mohammed ihre politische Bewegungsfreiheit bewahren wollten, hatten bald eine unklare und schwierige Stellung, da Mohammed für seine politischen Offenbarungen die gleiche Göttlichkeit beanspruchte wie für seine religiösen. Sie waren die Halben und wurden bald ebenso schlecht behandelt wie die Ganzen.

Der neue Gehorsam, den Mohammed für sich beanspruchte, das „wir hören und gehorchen", wurde von den Arabern zumeist schwer ertragen. In Mekka hatte diese Pflicht nur innerhalb einer religiösen Gemeinde von Männern bestanden, die überzeugte und hingebungsvolle Verehrer des Propheten waren, und die Forderungen waren fast ausschließlich religiös, wie Fasten, Beten, Wohltätigkeit usw. Was Mohammed an nichtreligiösen Wünschen in Mekka aussprach, war der Natur der Sache nach damals nicht zu verwirklichen. In Medina dagegen nahm die Verwirklichung des Gehorsams ganz andere Dimensionen an, und es wurde sogar Gehorsam von Ungläubigen gefordert. In Medina erst wird die Pflicht des Gehorsams im Koran mit Strenge betont.

Man würde jedoch fehlgehen, wollte man sich Mohammed als ordinären Despoten vorstellen. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß er Gesetze erläßt, die ins Privatleben eingreifen, wie z. B. die Speisegesetze und das Fasten, was wir ja allerdings als Despotismus ansehen würden. Er erläßt diese Gesetze nicht in seiner Eigenschaft als Regent, sondern als Religionsgründer, dem allerdings Mohammed der Regent seinen Arm leiht, um die Einhaltung der Gesetze zu erzwingen. Er ist aber nicht etwa ein Regent, vor dessen Launen alles auf dem Bauche läge, der vielleicht das Staatsgut vergeudet, um seiner Genußsucht die Zügel schießen zu lassen, oder der seine Tage in Faulheit verbringt. Die Umgebung des

Propheten hatte sich ein Selbstbewußtsein bewahrt, das der Prophet respektierte. Auch die Gesandtschaften der arabischen Stämme, die nach Medina kamen, behandelte er so, wie freie arabische Männer, die der Aristokratie ihres Stammes angehörten, behandelt sein wollten. Soweit sie nicht bei medinischen Gastfreunden einkehrten, wurden sie in einem öffentlichen Gebäude untergebracht und in einer für medinische Verhältnisse luxuriösen Weise verpflegt; sie wurden beschenkt und hervorragende Mitglieder der Deputation sogar reichlich. Mohammed hat Geduld mit ihrem dreisten, oft gesucht republikanischen Wesen und versteht dabei mit Würde seines Amtes zu walten. Er war nicht kleinlich und empfindlich. Ein christlicher Stamm Arabiens, der politischen Frieden mit ihm schloß, beging einmal den faut pas, uneingedenk des Weinverbots des Propheten, ihm einen Schlauch Wein zu übersenden. Er nahm das aber nicht weiter übel. Er hatte einen sicheren Blick für den Charakter der Araber; bloße Schmeichelei, hinter der nichts steckte, verfing nicht bei ihm; er konnte zwar andere mit Phrasen abspeisen, er selbst jedoch ließ sich durch solch leckere Nahrung nicht sättigen.

Er blieb ferner, auch als Reichtümer einströmten, einfach in Nahrung und Kleidung. Zwar leistete er sich den Luxus eines für jene Zeit reich besetzten Harems (S. 81), aber er verspielte nicht im Haremsleben und war doch kein Verschwender, sondern allezeit ein genauer und fleißiger Regent. Er war als Politiker ein nüchterner Kopf, die Macht berauschte ihn nicht, sein Blick blieb auf das Erreichbare gerichtet, seine Maßnahmen verfolgten fast immer nützliche Zwecke. Er schaute nach allen Seiten aus und achtete auf jeden Feind, keiner war ihm zu gering. Er achtete überhaupt auf jede Persönlichkeit und bediente sich ihrer für seine Zwecke. Er war angestrengt in seinem Berufe tätig und griff überall, wo Not an den Mann ging, persönlich ein. Noch in seiner letzten Krankheit ging er seinen Beschäftigungen nach; wenige Minuten vor seinem Tode raffte er sich noch einmal mit Aufgebot aller Kräfte von seinem Lager auf, um sich der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde zu zeigen. Er hatte ein wechselvolles, von den manigfaltigsten Interessen und Beschäftigungen erfülltes Leben, das stets neue Kräfte in ihm zur Entfaltung brachte. Nach wie vor war er in allen religiösen Fragen mit Rat und

Auskunft zur Hand und wußte sich die absolute Alleinherrschaft zu wahren, ohne in eigentlich religiösen Fragen einen Mitarbeiter zu haben. Daher gab es auch keine Ultras, die die Ideen des Meisters übertrieben und Unheil anrichteten; er selbst ging soweit als es möglich und vernünftig war, die andern folgten seinen Direktiven. Er ist der Organisator der religiösen und politischen Gemeinschaft und zwar unter einem schwer zu zentralisierenden Völkerschlag. Wenngleich er sich als Heerführer persönlich nicht hervortut, hält er doch die Fäden der militärischen Operationen in der Hand. Er leitet den diplomatischen Verkehr, versieht eine angestrengte Jurisdiktion, ist im Kultus tätig und behält bei alledem noch Zeit für den einzelnen Gläubigen, der in seiner Nähe weilt, und widmet sich seiner Familie.

Mohammed schuf allerdings nur einen mäßigen Teil von dem, was heute seine Schüler aller Orten preisen. Seine religionsgesetzlichen und juristischen Entscheidungen umfaßten nur so viel wie für die einfachen Kulturzustände seines Volkes erforderlich war und bekundeten nicht viel Gelehrsamkeit. Er wünschte aber überall religiösen Einfluß und Durchdringung des Lebens mit religiösen Handlungen. Darum ist es also doch in seinem Sinne, wenn das spätere mohammedanische Religionsgesetz bestrebt ist, das gesamte Leben und Trachten der Gläubigen in religiöse Bestimmungen einzufangen, die, mit Kommentaren und Superkommentaren versehen, riesenhafte Traditionswerke füllen. Jedes Detail wird dabei tunlichst auf Anordnungen Mohammeds zurückgeführt.

Mohammed erklärte sich für das „Siegel der Propheten" (d. h. für den, der dem gesamten früheren Prophetentum das Siegel aufdrückt), und seine göttliche Inspiration hatte in der Welt nicht ihres Gleichen, im übrigen jedoch betrachtete er sich seiner Natur nach als einen Menschen wie alle andern. Er gab z. B. seinen früheren Heidenglauben unumwunden zu. Er nahm nicht die Fähigkeit, Wunder zu vollbringen, für sich in Anspruch. Der zeitgenössischen Fama und noch viel mehr der späteren Legende blieb es vorbehalten, die abenteuerlichsten Wundertaten von ihm zu erzählen (s. Kap. V, 2).

Dagegen nahm er keinen Anstand, sich bei verschiedenen Anlässen menschliche Ausnahmerechte zu vindizieren, darunter z. B. daß niemand eine ehemalige Frau des Propheten

heiraten durfte. Seine Einkünfte ferner bestanden in einem Beutestück, das er jedesmal für sich privatim auswählte, nachdem das der Staatskasse und ihren Zwecken zukommende Fünftel von der Beute ausgeschieden war. Ferner erhielt er Geschenke von Stämmen, die ihre Unterwerfung anzeigten, und so schreibt er denn einmal an einen arabischen Häuptling: „Ich bitte keinen um ein Geschenk; wenn Du mir aber eines machst, nehme ich es an.“ Das war doch deutlich. Auch hielt er es allmählig für angezeigt, eine, wenn auch verhältnismäßig leichte Scheidewand zwischen sich und der Masse der Gläubigen aufzurichten. Die unverfrorene Beduinenart, die Kordialität der Araber im Verkehr mit ihm paßte nicht mehr ganz zu der neuen Stellung, die er sich errungen hatte, und die allerdings etwas für arabische Verhältnisse Einzigartiges war. Manches, was wir als elementare Pflicht des alltäglichen Anstands betrachten würden, muß er sich durch das Schwergewicht einer Koranbestimmung erringen. Wer vom Propheten zum Essen geladen ist, soll nicht unangemeldet eintreten, und wenn er gegessen hat, soll er wieder seiner Wege gehen und soll ferner dem Propheten nicht im Haushalt herumschnüffeln. Die Leute sollen dem Propheten gegenüber nicht so alles herausreden, wie sie es unter einander gewohnt sind, und sollen ihn nicht überschreien. Begreiflicherweise drängte man sich gerne an den Propheten heran; auch das wird untersagt uff.

Zu diesen Bestimmungen des „Hofzeremoniells“ sei noch hinzugefügt, daß Mohammed förmliche Audienzen abhält. Bei den großen Empfängen der Gesandschaften arabischer Stämme pflegt er einen Palmenstengel in der Hand zu halten, an dem die obersten Wedel noch sitzen. Und schon die Anrede „Prophet“! Der arabische Häuptling wurde höchstens „sejjid“ angeredet (etwa = „Herr“; es ist durch die spanischen Araber als „Cid“ bekannt geworden); aber das gewöhnliche war, daß man den Häuptling überhaupt nicht titulierte, sondern mit seinem Namen anredete. Die etwas reserviertere Art im Auftreten Mohammeds war jedoch weit davon entfernt, Abgeschlossenheit des Propheten herbeizuführen; er blieb allen Gläubigen menschlich nahe.

Bezüglich der Thronfolge hatte Mohammed, der ohne Hinterlassung von Söhnen starb, weder schriftliche noch mündliche Bestimmungen getroffen, so daß es nach seinem Tode,

ehe er noch begraben war, in Medina wegen des Nachfolgers beinahe zu einem Bürgerkriege kam.

3. Es hatte zu den früheſten reformatoriſchen Gedanken des Propheten gehört, die Klaſſengegenſätze zu mildern und in der gegenſeitigen Wertſchätzung der Menſchen ausgleichend zu wirken. Allein er konnte und wollte die Verſchiedenheit der ſozialen Verhältniſſe in Arabien nicht aufheben. So dringt er auf gute Behandlung der Sklaven, z. B. ſollen Kinder nicht von ihren Müttern getrennt werden, hebt aber die Sklaverei nicht auf, und während z. B. ſonſt Ehebruch als Sünde gilt, wird es dem Manne geſtattet, mit einer Sklavin Umgang zu pflegen, auch wenn ſie eine verheiratete Frau iſt.

Den Maßſtab für die Achtung eines Menſchen ſollte aber nicht mehr ſeine Herkunft oder ſein Vermögen bilden. Im Islam waren ſie an Wert alle gleich, die Reichen und Armen, die Freien, Freigelaſſenen und Sklaven, die Leute mit altem Stammbaum und die homines novi, die Männer und, wenn auch nicht als juriſtiſche Perſonen auf Erden, ſo doch vor Gottes Richterſtuhl, die Frauen. Daß alle Gläubigen gleichwertig ſind, war eine Anſchauung, die der Prophet häufig in der Predigt vertrat, während ſie den Arabern fremdartig vorkam und öfters Widerſpruch hervorrief. Als z. B. Mohammed nicht lange vor ſeinem Tode den Sohn eines freigelaſſenen Sklaven zum Oberbefehlshaber über eine größere militäriſche Expedition ernannte, erregte dieſe Maßregel Unwillen bei einer Anzahl von Arabern, die es entwürdigend fanden, unter ſolchem Oberkommandierenden zu dienen. Der Prophet trat aber dieſer unislamiſchen Geſinnung in einer Anſprache aufs ſchärfſte entgegen. Es kommt eben jetzt nicht mehr auf den „Ruhm der Ahnen“ an, ſondern darauf, was der Menſch an guten Eigenſchaften aufzuweiſen hat; das iſt es, worauf Allah ſieht; der Gottesfürchtigſte iſt in Allahs Augen der Edelſte. Dadurch entſtand nun zwiſchen Mohammed und der Maſſe der Gläubigen eine Ariſtokratie, aus der wir einige Vertreter im Kap. III kennen gelernt haben. Nur war es keine Ariſtokratie, die auf Geld und Geburt, ſondern auf Treue zum Islam gegründet war und ſich in Werken der Frömmigkeit, wozu auch kriegeriſche Leiſtungen gehörten, äußerte.

Die in der Heidenzeit herrſchende Vorſtellung, daß die Zugehörigkeit zum gleichen Stamme das feſteſte und heiligſte

Band sei, das die Angehörigen verschiedener Familien verknüpfe, wurde von Mohammed verworfen. Die Stammeszugehörigkeit ist etwas äußerliches und vergleichsweise Wertloses; die wahre Zusammengehörigkeit wird durch den Glauben begründet. In früher medinischer Zeit schon bestimmt Mohammed, daß, wenn Blut für Gottes Sache vergossen wird, die Gläubigen Einer des Andern Bluträcher sind. Die Pflicht der Blutrache kettet sie in derselben Weise aneinander, wie nach altarabischer Vorstellung die Verpflichtung zur Blutrache ein Kriterium der Geschlechtsgemeinschaft bildete. Die Stämme und Sippen sind von Allah nur erschaffen, damit sich die Menschen leichter einander erkennen.

Trotzdem hörten faktisch die Sonderinteressen der Stämme und ihre Rivalitäten nicht auf und wurden vom Propheten nur notdürftig verhüllt. Eine radikale Zersetzung des Stämmewesens war von Mohammed gewiß überhaupt nicht beabsichtigt. Wenn aber vielfach das Trennende zwischen den Stämmen schwand, und Angehörige aller möglichen Stämme nicht bloß friedlich miteinander verkehrten, sondern auch in dauernder Einmütigkeit gemeinsame Ziele verfolgten, so ist das dem Umstande zuzuschreiben, daß der Islam nicht bloß ein geistiges Band war, sondern seine Bekenner auch durch recht materielle Zwecke zusammenhielt. Der Menschheit gegenüber war das Reich Mohammeds doch in den Augen jedes Arabers ein nationalarabisches. Die beliebtesten Persönlichkeiten im Koran, Abraham und Ismael, sind zu arabischen Nationalhelden gemacht. Das Reich Mohammeds war tatsächlich eine arabische Einheit, der Koran aber gibt sich für eine Botschaft „an die Welten" aus, und es ist nicht das erste Mal, daß Allah einem Volke einen Boten sendet, als Warner, als Verkünder, als seinen Stellvertreter, und wie die verschiedenen Bezeichnungen der Propheten im Koran alle lauten. Er versichert, noch jedem Volke habe Allah einen Boten als Führer zum rechten Wege gesandt, und wenn er es für nötig gehalten hätte, würde er sogar jeder Stadt einen haben schicken können. Es gibt auch nicht eine besondere — etwa die arabische — Sprache, deren sich die Propheten bedienen, sondern damit sie auch ja recht verstanden werden, haben sie noch immer die Sprache des Volkes geredet, zu dem sie entsandt worden sind. Allerdings ist es diesen Boten zumeist schlimm ergangen, denn die Völker

haben sie nicht hören wollen. Sonach hat Allah die Nationalitäten bezüglich der Heilmittel in gleicher Weise bedacht; die Araber sind da nicht bevorzugt.

Dem arabischen Volke war durch das Zusammenfassen seiner Kräfte ein folgenschweres Eingreifen in die Weltgeschichte beschieden. Der Islam bändigte die Stammesfeindschaften und zwang die Araber in einen gemeinsamen Staat, ließ ihnen jedoch ihre volle Naturkraft und setzte sie in den Stand später in geschlossenen Massen aus dem Gebiet der arabischen Halbinsel hervorzubrechen und den Orient zu überrennen. Mohammed predigte die Universalität des Islams; bei Mohammeds Lebzeiten blieb er jedoch auf Arabien beschränkt und hatte selbst da allezeit kampfbereit zu sein, um sich zu halten. Die längste Zeit, nämlich so lange es noch Stämme gab, die vom mohammedanischen Reich unabhängig waren, ließ sich auf der arabischen Halbinsel für die zum Islam Bekehrten in Feldzügen Beute machen. Aber je weiter herum in Arabien sich der Islam festsetzte, um so weniger waren derartige Geschäfte durch ihn zu machen; dazu boten erst wieder die gewaltigen außerarabischen Eroberungen nach Mohammeds Tode Gelegenheit.

Was den Arabern schon vor dem Islam ein Gefühl der Zusammengehörigkeit gab, war eine trotz ihrer Dialekte im großen ganzen gleichartige, in der Dichtung sogar fast eine gemeinsame Sprache, ferner eine größere Zahl religiöser Vorstellungen und infolge des Dominierens der Steppennatur des Landes vieles in der Lebensweise. Von den zahlreichen Stämmen, in die Arabien zerfiel, waren jedoch nur wenige zu Einheiten verbunden; nicht einmal das Zusammenwohnen in ein und derselben Stadt vermochte eine solide kommunale Einheit zu begründen. Auch in dem von starkem Gemeingefühl beherrschten Mekka hatten die Familien ihre besonderen Quartiere, in denen im allgemeinen sämtliche Familienmitglieder beisammen wohnten, wenn auch Ausnahmen vorkamen. Mohammed z. B. zog, als er Chadīdscha heiratete (S. 82), in deren Haus und Familienquartier, kehrte aber, als die Verfolgungen begannen, zu seiner Familie zurück, die ihm, obwohl größtenteils heidnisch, Schutz gewährte (S. 73) und sich, da sie deswegen drangsaliert wurde, in dem Quartier von Mohammeds Oheim konzentrierte.

Die höchste staatliche Einheit war in der arabischen Heidenzeit der Stamm, der sich von einem fiktiven gemeinsamen Ahnherrn ableitete, sich also als eine große Familie betrachtete. Wer durch irgendwelche Umstände den Zusammenhang mit seinem Stamme verlor, stand allein in der Welt, falls es ihm nicht gelang, den Schutz eines anderen Stammes zu erlangen. Im Islam dagegen gehörte auch der, der nicht in unmittelbarer Verbindung mit einem Stamme stand, doch immer noch der höheren Einheit der Gläubigen an und genoß den Schutz dieser respektabeln Macht. War jemand in der Heidenzeit wegen eines Verbrechens aus der Stammesgemeinschaft ausgestoßen und fand nirgends Aufnahme, so war er vogelfrei. Jetzt konnte er im Islam ein Asyl finden; es kam nur darauf an, daß er für den Islam brauchbar war. Es wurde einmal eine ganze Räuberbande, die aus zusammengelaufenen Geächteten und Sklaven bestand, in den Islam aufgenommen. Sie hausten im Gebirge und vergewaltigten die Vorüberziehenden. Ihre Kraft konnte man dem Islam nutzbar machen. Mohammed erbot sich, ihr Beschützer zu werden, wenn sie den Islam annähmen; Keiner von ihnen sollte gezwungen werden, zu seinem Stamme zurückzukehren, ihre Verbrechen sollten ihnen verziehen sein, niemand sollte ihnen etwas zu Leide tun oder Rache an ihnen nehmen. Ja, was sie geraubt haben, sollten sie behalten dürfen und das, was andere ihnen schuldeten, sollte bezahlt werden. Sie waren rehabilitiert und im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte.

Derartiges bedeutete eine Einbuße des Stämmegedankens an Renommee. Der Islam war ja überhaupt eine Gemeinschaft sui generis, an die aller Wettstreit der Stämme über den Ruhm ihrer Altvordern nicht heranreichte. Hatte doch der blutjunge Islam die ganze biblische und eigentlich auch die arabische Geschichte für sich anektiert (S. 2 und 21)! Neben solchen Erinnerungen verblaßte alles, was die bestehenden arabischen Stämme an nationaler Geschichte aufzuweisen hatten.

Die Souveränität der Stämme wurde von Mohammed in jeder Weise herabgedrückt. Der Stamm hatte nicht einmal mehr eine Gewähr dafür, daß er im Kriege immer von einem Stammesangehörigen kommandiert wurde. Die Fassung der Urkunden, in denen die Angliederung der Stämme an den mohammedanischen Staat ausgesprochen wird, läßt erkennen,

daß es sich nicht um einen Vertrag handelt, dessen Kontrahenten auf gleichem Fuße stehen, sondern auch den freiwillig und friedlich beitretenden Stämmen gewährt Mohammed Rechte und gebietet ihnen Pflichten. Es entstand nicht ein Bundesstaat, sondern ein Einheitsstaat.

Große Teile Arabiens unterwarfen sich ohne Schwertstreich, nachdem sie infolge des Schicksals anderer Stämme zur Überzeugung gelangt waren, daß Widerstand zwecklos war. Bei vielen Stämmen genügte die gemessene Aufforderung Mohammeds, den Islam anzunehmen. Das Schreiben Mohammeds wurde im Stamme verlesen. Nicht immer war dann Jemand da, der lesen konnte, und man mußte warten, bis man in einem andern Stamme einen des Lesens Kundigen fand. Darauf erfolgte die Absendung einer Gesandtschaft, die dem Propheten die Bereitwilligkeit des Stammes im allgemeinen aussprach und die Einzelheiten stipulierte. Meist scheint die Sache schon entschieden, wenn die Gesandtschaft nach Medina kommt, und es handelt sich nur noch um die formelle Huldigung; bisweilen finden aber vorher noch längere Unterhandlungen statt. Hierbei verfehlte Mohammed nicht, in der (S. 72) geschilderten Weise „die Herzen zu besänftigen" und sie dadurch geneigter zu machen auf seine den Beduinen teilweise so unbequemen Forderungen einzugehen. Denn er kam ihnen zwar in Nebendingen entgegen, verstand sich wohl auch gelegentlich dazu, ihnen die verhaßte Steuer zu erlassen, war bereit, die Häuptlinge in der angesehenen Stellung, die sie im Stamme einnahmen, zu bestätigen und war nicht gesonnen, die Araber durch unnötige Einmischung in die inneren Stammesangelegenheiten zu reizen, blieb aber doch fest in den Grundfragen seiner Religion und Politik; nur in der älteren Zeit schloß er noch rein politische Verträge mit heidnischen Stämmen, also ohne sie zur Annahme des Islams zu verpflichten.

Daß der alten Ungebundenheit der Stämme Grenzen gezogen werden sollten, machte die Maßregeln des Propheten bei den Beduinen unpopulär; das bischen Ordnung, das nun einkehrte — von unserem Standpunkt aus betrachtet war es immer noch mäßig — schien ihnen schon zu viel. Der allgemeine Gegensatz zwischen Beduinen und Seßhaften kam hinzu. Für Mohammed, den Vertreter der seßhaften Kultur war der Beduine eine Gefahr, und der Beduine verachtete den

Städter. Die Besteuerung wurde als Gewalttätigkeit empfunden; es war aber doch für alle gleiches Recht. Übrigens blieb immer noch Dezentralisation genug übrig, denn Mohammed war kein Bureaukrat und griff nur soweit ein, als es geschehen mußte. Auch waren gegenüber einer weit getriebenen Uniformierung die zentrifugalen Mächte denn doch noch zu stark. In Medina wurde allerdings mehr regiert als auswärts, schon deshalb, weil die Leute wegen jeder Lappalie zum Propheten liefen und ihn um seine Ansicht oder seinen Schiedsspruch angingen.

Mochte aber auch der Widerwille gegen den neuen Geist groß sein, Mohammed brachte doch dem öffentlichen Leben Arabiens auch Ordnungen, die manchem Araber einleuchteten. Die Rechtsverhältnisse zwischen den Stämmen wurden geregelt. Die zahl- und endlosen Stammesfehden wurden nicht mehr geduldet, beziehungsweise durch Mohammed beigelegt. Auch kleinere Stämme, die früher mächtigen Stämmen gegenüber ihre Rechte nicht geltend machen und sich nicht frei bewegen konnten, waren jetzt in ihren Rechten gesichert. Die Verkehrsverhältnisse wurden verbessert, die öffentliche Sicherheit wurde erhöht und den Stämmen vertragsmäßig Sorge für die Sicherheit der Straßen auferlegt. Die Mohammedaner, die allmählich den Handel beherrschten, der sich im Westen der Halbinsel entlang bewegte und Weihrauch, Sklaven, Leder u. A. nach Petra und Gaza brachte, und dagegen z. B. Getreide nach Arabien beförderte, hatten das größte Interesse an der Sicherheit der Straßen. Mekka z. B. ließ jährlich zwei Hauptkarawanen und verschiedene kleinere abgehen, und nicht bloß auf den großen Verkehrswegen, sondern auch auf den Pfaden durch die Steppe. — Es wurden ferner Bestimmungen zur Sicherung des Grundbesitzes getroffen und Besitzrechte gewährleistet, wobei gewöhnlich festgesetzt wurde, daß die Besitzrechte, die zur Zeit des Übertritts zum Islam bestanden, maßgebend sein sollten. Schon die Heidenzeit hatte den Grundsatz, daß zwar die Weide Gemeinbesitz des Stammes ist, daß aber der Private, der Land urbar macht, Besitzrechte daran erwirbt, ein Grundsatz, der von Mohammed bestätigt wurde. Die Garantie des Besitzes war zugleich ein Zeichen der Macht des Propheten, denn die Araber sollten ihren Grundbesitz durch Mohammed haben. Das Testamentswesen wurde

strenge geordnet, z. B. was die heranzuziehenden Zeugen betrifft. Erst jetzt gab es eine Art von geordneter Finanzverwaltung, primitive Anfänge von Schulen u. A. m. Es waren Fortschritte, auf denen die Zukunft des arabischen Staates beruhte.

Die gesetzlichen Bestimmungen, die Mohammed behufs Eindämmung der Blutrache traf, waren im Geiste von Bestrebungen, die schon in der Heidenzeit, wenngleich nur in konkreten Einzelfällen, auftauchten. Die Blutrache war in der Heidenzeit, in der der Staat noch nicht Sicherheit des Lebens garantierte, eine heilsame Einrichtung zum Schutze des Lebens und darum nicht nur ein Recht sondern eine heilige Pflicht der näheren und ferneren Angehörigen des Getöteten. Der Islam ließ das Recht der Blutrache bestehen, sobald der Getötete anders als durch Fahrlässigkeit oder durch gesetzliche Strafe umgekommen war. Ja, Allah sagt dem Bluträcher sogar seinen Beistand zu, nur darf er im Rachedurst nicht zu weit gehen (d. h. wohl, nicht mehr Personen töten als die an der Ermordung beteiligten). Auch soll er, wenigstens ist das zu einer bestimmten Zeit Mohammeds Rechtsanschauung, eine dem Ermordeten gleichwertige Person töten. Es ist also nicht notwendig der Missetäter selbst, an dem die Blutrache vollzogen wird, sondern für einen Freien soll ein Freier, für einen Sklaven ein Sklave, für ein Weib ein Weib, jeweils aus der Familie des Mörders getötet werden. Nun erließ Mohammed aber ein Gesetz, durch das die Blutrache eingeschränkt wurde, wenn auch noch keine öffentliche gesetzliche Strafe an ihre Stelle trat. Das Gesetz ist nicht völlig klar, läßt aber soviel erkennen, daß nur bei vorsätzlicher Tötung Blutrache Platz greifen darf, und daß alsdann, falls der Bluträcher damit einverstanden ist, die Blutrache in Geldeswert umgewandelt werden kann. Zwar war schon in der Heidenzeit Wehrgeld möglich, aber es lag doch ein gewisses Odium darauf, es zu zahlen, und noch mehr, es sich zahlen zu lassen. Ferner sollte Blut, das im Heidentum vergossen war, im Islam nicht gerochen werden. Es kam vor, daß ein Stamm, der zum Islam übertreten wollte und an einem bereits mohammedanischen Stamme Blutrache zu nehmen hatte, sie vor seinem Übertritte noch rasch vollzog. In der Praxis hörte aber die Blutrache späterhin keineswegs auf und besteht weitum in den mohammedanischen Ländern noch heute.

Den bisherigen Stammeshäuptlingen verblieben ihre Vorrechte, soweit sie nicht mit Mohammeds Oberherrschaft kollidierten. Manche Häuptlinge erhoben von Reisenden, denen sie Geleite gaben, Gebühren; Mohammed bestätigte ihnen dieses Recht. Erhoben sich Streitigkeiten über die Würde des Häuptlings, so traf Mohammed die Entscheidung zwischen den Prätendenten. Er setzte einen neuen Häuptling ein, wenn die bis dahin dominierende Familie dem Islam unfreundlich gegenüberstand. Die Häuptlinge nehmen ihre Stellung nicht mehr auf Grund eines ihnen vom Stamm übertragenen Rechts ein, sondern sind von Mohammeds Gnaden.

Durch die neue Würde eines geistlichen Staatsoberhaupts und das starke neue Zentralisationsmittel der Religion erhielt das Zusammenleben der Menschen eine neue Weihe ganz eigener Art, oder sollte sie doch erhalten. Der mächtig gesteigerte religiöse Gedanke beherrschte das Staatsleben mehr als es in der Heidenzeit die Gemeinschaftlichkeit der Götter und des Kultus vermocht hatte. Ein so fester Verband von Stämmen, wie ihn Mohammed plante, pflegte früher als eine entferntere Stammesverwandtschaft mit gemeinsamem Ahnherrn der getrennten Stämme gedacht zu werden (wie ja tatsächlich Spaltung ehemals einheitlicher Stämme vorkommt). Der Prophet machte keinen Gebrauch von dieser Auffassung und wollte nur ein religiös geeintes Volk. Zugleich rückte er den Kultus in den Vordergrund, so daß er eine größere Bedeutung hatte als in der Heidenzeit. Fünfmal des Tages fand in der Moschee öffentlicher Gottesdienst statt, dem beizuwohnen oder fernzubleiben dem Gläubigen freigelassen war; am Freitagsgottesdienst war jedoch die Teilnahme Pflicht. Einen noch allgemeineren Ausdruck fand die Zentralisation im Hauptheiligtum zu Mekka (S. 20) und der Wallfahrt dorthin, die für jeden Gläubigen Pflicht war. Weniger konnte damals die Beschneidung als Bundeszeichen gelten, da sie schon vor Mohammed bei den Arabern bestand.

Die Achtung vor dem Staatswesen sollte auf Achtung vor der Religion beruhen; die Beschäftigung mit staatlichen Dingen hatte meist eine religiöse Seite. Die Bekehrung war aber vielfach nur oberflächlich gewesen. Was Mohammed unter schweren Gewissenskämpfen erstritten hatte, wurde jetzt den Arabern fertig vorgesetzt, und sie hatten sich zumeist nicht, wie

Mohammed (S. 3), darüber schlüssig zu machen, ob die heidnische Lehre und Lebensweise die unrichtige war, sondern ob es politisch möglich war, an ihr festzuhalten. Die Ausbreitung des Glaubens wurde überstürzt; anders denn als Staatsform war der Islam überhaupt nicht zu konsolidieren. Kamen nun Gesandschaften nach Medina, um den Beitritt ihres Stammes zum Islam zu erklären, so wurde während der par Tage, die sie in Medina weilten, Gelegenheit genommen, sie auch über die Hauptpunkte des Islams zu orientieren; blieb ihnen ewas unklar, so durften sie fragen. Die Beamten des Propheten bei den Stämmen sorgten auch für die Befestigung des Islams, lehrten Koran und die religiösen Vorschriften, oder, wie die Mohammedaner sagten, was erlaubt und verboten ist. Das Religionsgesetz war einfach; auch hatte Mohammed seine grüblerische Periode längst hinter sich. Man muß allerdings nicht glauben, daß Mohammed es mit den religiösen Vorschriften leicht nahm. Er erklärt einmal einem Beduinenstamm, es sei nicht damit getan, daß sie sagten „wir sind gläubig" und als Beweis dafür anführten, sie hätten ja den Islam angenommen; der Glaube sei nicht in ihre Herzen eingedrungen. Wiederholt verpflichtete er die Übergetretenen, Zeugen dafür beizubringen, daß die Gebote bei ihnen gehalten würden. Dennoch war die neue Religion nicht tief in die Herzen gedrungen und ihr Bestand nur durch die persönliche Autorität des Propheten gewährleistet; unmittelbar nach seinem Tode trat ein fast allgemeiner Abfall Arabiens ein, der in Strömen Bluts erstickt werden mußte.

4. Der mohammedanische Staat hatte auch Untertanen, die nicht Mohammedaner waren. Es handelt sich um Juden, Christen, Sabier, Zoroastrier und Götzendiener. Es kam vor, daß ein und demselben Stamme Heiden, Juden und Christen angehörten.

Wer nicht Mohammedaner war, hatte ver allen Dingen Tribut zu zahlen. Die Nichtgötzendiener genossen dann grundsätzlich religiöse Duldung. Während die Ehe mit Heiden und Heidinnen verboten war, solange sie nicht den Islam annahmen, war die Ehe mit Christinnen und Jüdinnen gestattet. Allerdings wurden die Bekenner der geduldeten Religionen keine Vollbürger. Der Prophet hatte in früherer Zeit keinen Anlaß zu Gehässigkeit gegen die Juden und lernte willig bei denen von

ihnen, mit denen er zusammentraf. In Mekka traten ihm die Juden nicht in geschlossener Masse gegenüber, da es dort überhaupt keine ansäßigen Juden gegeben zu haben scheint. Noch in Medina stellte er sich anfangs gut mit ihnen. Bald aber spitzten sich die Gegensätze zu, und es kam zu heller Feindschaft, ja zum Kriege.

Mohammeds Verhältnis zu den Christen nahm nie den erbittert feindlichen Charakter an wie das zu den Juden, weil sie ihm in der Zeit des werdenden mohammedanischen Staatswesens nicht als Macht gegenüberstanden. Er hatte zwar später auch mit einzelnen christlichen Staatswesen zu tun, die den Islam nicht annahmen, und mit Byzanz hatte er geradezu Krieg zu führen (S. 33), allein sie blieben doch äußere Feinde, während die in Medina wohnhaften Juden dem Islam ein Pfahl im Fleische gewesen waren. Mohammed wollte solche verhältnismäßig kompakten Massen von Leuten, die an seine Prophetien nicht glaubten, eine nicht zu unterschätzende Macht darstellten nnd seiner Autorität schadeten, nicht in seiner Nähe dulden in einer Zeit, in der das kleine mohammedanische Gemeinwesen seine Lebensfähigkeit erst noch zu erweisen hatte. Außerdem war mit dem Christentum nun einmal dogmatisch nichts zu machen, da für die Christen der Messias schon dagewesen war. Den Juden dagegen, die des Messias noch harrten, konnte er es nicht vergessen, daß sie ihn nicht als den Verheißenen anerkennen wollten.

Es gab eine Christengemeinde in Medina, deren Oberhaupt dem Propheten zu schaden suchte; sie bildete aber keine Macht und wurde dem Propheten nicht gefährlich. Unter den arabischen Stämmen, die sich später dem Propheten politisch unterwarfen, befanden sich auch einige christliche. Einer der stärksten Stämme waren die Christen von Nedschrân, die durch nichts zur Annahme des Islams zu bewegen waren. Ihr Häuptling und ihr Bischof fanden sich zum Zwecke der nicht zu vermeidenden politischen Unterwerfung in Medina ein und schlossen einen Vertrag mit Mohammed, wonach sie einen Tribut zu entrichten hatten, im übrigen aber unbehelligt blieben. Sie sollten ihre bisherigen Rechte und ihre Macht behalten, so lange sie treu ihre Pflichten erfüllten. Speziell wird ihnen gewährleistet, daß Gottesdienst und Klosterleben nicht bei ihnen gestört werden soll, und daß ihren Bischöfen,

Priestern und Mönchen in der Ausübung ihrer Rechte keine Schwierigkeiten gemacht werden sollen. Mohammed stellte aber, obwohl er mit diesen Christen nicht einmal kriegerische Verwicklungen gehabt hatte, den Grundsatz auf, daß er eigentlich Ansprüche auf all ihre Früchte und Sklaven habe, er lasse ihnen indes diesen Besitz gegen den jährlichen Tribut. Mit einem andern christlichen Stamm schloß er einen Vertrag, wonach diese Leute selbst Christen bleiben, ihre Kinder aber nicht getauft werden sollten, eine Bedingung die keinesfalls erfüllt wurde, denn der betreffende Stamm war noch Jahrhunderte lang christlich.

Mohammed hatte natürlich keine auch nur annähernde Vorstellung von der Größe und Beschaffenheit der damaligen Reiche und der Bevölkerungszahl „der Welten", die er dem Islam gewinnen wollte; er hat sich auch nicht träumen lassen, daß die von ihm zwar grundsätzlich geduldeten, aber doch befehdeten beiden biblischen Religionen 13 Jahrhunderte nach seinem Auftreten noch zwei bis drei mal so viel Bekenner als der Islam zählen würden, und daß zahlreicher als alle drei zusammen die von ihm bedingungslos verabscheuten Heiden sein würden.

Monotheistischer Glaube wurde also an sich nicht verfolgt. Aus der älteren medinischen Zeit stammt der Koranvers: „Wahrlich, die, die gläubig sind, und Juden sind, und die Christen und die Sabier, wer an Allah glaubt und das jüngste Gericht und Gutes tut — die haben ihren Lohn bei ihrem Herrn und haben nichts zu fürchten und werden nicht traurig." Charakteristisch für Mohammeds Weitherzigkeit ist auch die Koranstelle: „Sprecht: Wir glauben an Allah, und was er uns geoffenbart hat, und was er Abraham, Ismael, Isak, Jakob und den (12) Stämmen geoffenbart hat, und was Moses und Jesus empfingen, und was die Propheten von ihrem Herrn erhielten; wir machen bei keinem von ihnen einen Unterschied, und wir ergeben uns Allah."

Heiden aber müssen den Islam annehmen oder ausgerottet werden. Wo der Beitritt zum Islam vorerst nicht zu erzwingen war, begnügte sich Mohammed mit politischer Unterwerfung, was aber nicht als eine religiöse Konzession sondern nur als Übergangsstadium gedacht war, denn sobald er sich mächtig genug fühlte, ging er unerbittlich gegen alles Heidnische vor.

Die heidnischen Gebetsstätten wurden dagegen nicht zerstört, sondern nur ihre Götzenbilder entfernt. Mohammed ging ja von der Fiktion aus, daß in Arabien ursprünglich Monotheismus geherrscht habe (S. 21), und erklärte folgerecht die arabischen Tempel für legitime Tempel Allahs. Mohammed machte zwar auch gewisse Gebräuche der heidnischen Religion zu legitimen Bestandteilen des Islams, war aber im übrigen bestrebt, heidnische Vorstellungen und Gebräuche bei den Gläubigen auszutilgen.

Das ist jedoch weder ihm noch dem späteren Islam, auch nicht dem strengsten, vollständig gelungen. Vielfach blieben heidnische Gebräuche bestehen und wurden nur dadurch ihres sündhaften Charakters entkleidet, daß sie — nach demselben Prinzip, das im Grunde Mohammed befolgt hatte — in Beziehung zum Islam gesetzt wurden. Es sind zum Teil volkstümliche Unterströmungen, in denen sich altes Religionsgut unausrottbar hält. Die Gebildeten und namentlich natürlich die Theologen sind über diesen „Aberglauben" längst zur Tagesordnung übergegangen. Bis heute aber bestehen mitten im Islam heidnische arabische Reſiduen. Bei Tāïf, südlich von Mekka, pilgert man zu einem großen grauen Steinblock und berührt ihn, um Heilung zu finden, was nichts anderes ist, als der Dienst einer altarabischen Göttin. Das heidnische Totenopfer mußte trotz des großen Anstoßes, den es erregte, schließlich in den Islam herübergenommen werden und wird alljährlich am Tage des sogenannten Opferfestes vollzogen; aber es ist harmlos umgedeutet und soll an das Widderopfer Abrahams erinnern. Überhaupt war der von Mohammed verpönte heidnische Totenkult mit allem Heidnischen, was damit zusammenhing, z. B. der Totenklage, den Trauergewändern und anderem ein Gegenstand lebhafter Polemik seitens der Theologen, teilweise mit, teilweise ohne Erfolg. Immer noch lassen die Klageweiber ihr markerschütterndes Geschrei ertönen, zerreißen ihre Gewänder, zerbrechen Geschirr und Geräte usw. Das Grab der Ahnen oder hervorragender Persönlichkeiten war in der Heidenzeit ein von Jedem respektiertes Asyl. Das Volk hielt auch im Islam an diesem Gedanken fest, nur mußte es das Grab besonders frommer Männer sein. Alte heidnische Heiligtümer wurden zu Heiligengräbern umgedeutet. Den Glauben an Dschinnen

(Dämonen, s. S. 5) hatte Mohammed bestehen lassen, hatte auch nichts wider Gebete, die man unter Anrufung Allahs zum Schutze gegen sie sprach. Ob er allerdings mit allen Beschwörungen und Amuletten, deren man sich gegen sie bedient, einverstanden gewesen wäre, ist eine andere Frage. Viele Dschinnen haben den Islam angenommen, die andern stiften großen Schaden in der Welt und werden z. B. von Zauberern benutzt, um den Menschen Unheil anzuhexen. Trotz alles Spotts der Gebildeten fand manches von diesen Anschauungen Eingang in die offizielle Theologie.

Der Machtspruch des Herrschers Mohammed und seiner Nachfolger vermochte also nicht, die uralten und tief im Volke wurzelnden religiösen Vorstellungen völlig zu verflüchtigen. Aber auch wenn Mohammed geglaubt hatte, Christentum und Judentum hätten dem Islam fürderhin nichts Geeignetes mehr zu bieten, und die Entwicklung seiner Religion müsse nach dieser Richtung hin abgeschlossen sein, hatte er sich getäuscht. Als die Araber nach Mohammeds Tode auf ihren Eroberungszügen an die großen Stätten christlicher theologischer Forschung kamen, nach Jerusalem, Damaskus, Antiochia, Alexandria, wurden sie erst gewahr, was dem Islam noch fehlten, und eigneten sich dort neue religiöse Probleme an, die, wie verschieden sie auch beantwortet werden mochten, eine dauernde Stelle in der mohammedanischen Religionslehre behielten.

5. Den lästigen und zum Teil sogar schweren neuen Pflichten der Untertanen (man denke an das große Fasten im Monate Ramadan) stehen allerdings auch neue Pflichten des Staates gegenüber, mögen es zum Teil auch nur Erweiterungen und Veredelungen von Pflichten sein, die schon die Heidenzeit kannte, oder bloße Umwandlung der früheren Pflichten der Privaten in Pflichten des Staats. Das Wesen des Staates wird universaler, er beginnt sich für neue Seiten des menschlichen Lebens zu interessieren (vgl. S. 101), unter ständigem Hinweis, versteht sich, darauf, daß es so Allahs Wille ist. War Freigebigkeit und Gastfreundschaft schon in der Heidenzeit eine Tugend, so war es jetzt die Staatskasse, die für den passierenden Wanderer sorgte. Der Staat nahm sich ferner der durch Unglück Verschuldeten an und deckte ihre Schulden aus Staatsmitteln, wobei zu bedenken ist, daß der Islam einen Teil seiner älteren Bekenner in finanziellen Ruin gestürzt hatte. Ganz be-

sonders ließ sich Mohammed die Fürsorge um das Vermögen der Waisen angelegen sein, z. B. für den Fall, daß sie schwachsinnig waren usw. Neben den rein gesetzlichen Bestimmungen stehen allgemeinere Ermahnungen zur Humanität; so wenn Mohammed über das Verhältnis der Kinder zu den Eltern sagt: „Behandle die Eltern gut, wenn eins von ihnen oder beide bei dir in die Jahre kommen. Sag auch nicht „pfui" zu ihnen und fahre sie nicht an, sondern sprich ehrerbietig mit ihnen. Neige aus Erbarmen den Flügel der Demut vor ihnen und sprich ‚Herr, erbarme dich ihrer, dafür daß sie mich als Kind großgezogen haben'."

Die Erfüllung der religiösen Pflichten ist dem Propheten eine Reinigung, speziell aber haftet diese Auffassung am Almosengeben, und die Armensteuer erhielt daher den Namen „sakāt" („Reinigung"). Das religionsgesetzlich gebotene Fasten darf unter Umständen in Almosen umgewandelt werden. Almosengeben rentiert sich; Allah belohnt den Spender glänzend. Am verdienstlichsten ist es, wenn es heimlich geschieht; wer geradezu gibt, um gesehen zu werden, hat gar kein Verdienst. Man soll nur geben, um Allahs Wohlgefallen zu erringen und keinen Dank heischen, auch nicht mit unfreundlicher Miene geben. Während die einen von der Pflicht des Almosengebens nicht sonderlich erbaut waren, konnten sich andere darin nicht genug tun, sodaß Mohammed gegen übertriebenes Almosengeben als gegen Verschwendung einschreiten mußte.

Gegen Handelsgewinn ist nichts einzuwenden, wohl aber gegen Wucher; wer wuchert, der wird es mit Allah und dem Propheten zu tun bekommen. Wucher aber treibt schon, wer die Saat auf dem Halme verkauft. Diejenigen jedoch, die Allah ein schönes Darlehen geben, erhalten, wie Mohammed sich ausdrückt, einen generösen Lohn. Es ist eine Art von Wucher, aber der einzige Wucher, den er für erlaubt erklärt.

Im sozialen Interesse ist das Weinverbot erlassen. Schon in der Heidenzeit hatten einzelne dem Weine entsagt, jedoch als eine Form der Askese, während Mohammed wegen der Auswüchse und Nachteile gegen das Weintrinken ist. In der früheren Zeit hat er gegen Weingenuß nichts einzuwenden; noch in Medina sagt er einmal: „O ihr, die ihr glaubt,

kommt nicht in betrunkenem Zustande zum Gebet, sondern nur, wenn ihr wißt, was ihr sagt", ohne aber etwas gegen den Weingenuß an sich zu bemerken. Später aber stellt er den Wein auf eine Stufe mit den Götzenbildern und erklärt ihn für Teufelswerk. Es ist übrigens zu beachten, daß der Wein in Arabien nur ein Luxusgetränk der Vermögenden war. In Arabien, das schon jenseits der Äquatorialgrenze des Weines liegt, gibt es Reben nur in einigen höher gelegenen Distrikten. — Zusammen mit dem Wein wurde als Teufelswerk das Pfeilspiel verboten, ein Glücksspiel, mit dem man sich besonders im Winter die Zeit vertrieb. Den Einsatz bildeten Kamele; wer sich nicht beteiligen wollte, galt für geizig und unedel.

Eine zunächst nur religiöse Vorschrift, die doch aber auch ihre sehr heilsame weltliche Seite hatte, ist folgende: „O ihr, die ihr glaubt! Wenn ihr zum Gebete tretet, wascht das Gesicht und die Hände bis zu den Ellenbogen und reibt den Kopf und die Füße bis zu den Knöcheln. Wenn ihr aber . . . kein Wasser findet, so nehmt feinen Sand und reibt damit den Kopf und die Füße". Hierbei muß man sich erinnern, daß fünfmal am Tage gebetet wird.

Mohammed war bestrebt, die Sittlichkeit zu heben. Z. B. wurde den Männern die Ehe mit unzüchtigen Frauenspersonen verboten, und Mädchen sollten nicht an Männer verheiratet werden, die einem ausschweifenden Lebenswandel ergeben waren. Weitere bemerkenswerte Eheverbote waren übrigens z. B. die Ehe mit der Tante, der Nichte und mit zwei Schwestern zu gleicher Zeit. — In der Heidenzeit bezeichnete der Araber die Sünden in Baccho et Venere als die „beiden Wohlschmeckenden". Gegen das Verbot der „beiden Wohlschmeckenden" durch Mohammed wehrten sich die Beduinen und versuchten, aber vergeblich, Dispense zu erlangen.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß Mohammed Gelegenheit nahm, gegen zu weit getriebene Putzsucht zu sprechen.

Bei seinen Bestimmungen zum Schutze des Lebens hatte Mohammed nötig, besonders zu betonen, daß auch das Neugeborene auf diesen Schutz Anspruch habe. Dem arabischen Heiden stand es frei, neugeborene Mädchen zu töten. Es mag sein, daß dem Gebrauche religiöse Motive zu Grunde liegen, daß es etwa ein einem Gotte dargebrachtes Opfer war. Auch Mohammed scheint an einer Stelle darauf hinzu-

deuten, daß es ein Zeichen von heidnischem Kultus sei. Jedenfalls wirkte aber noch ein anderes, für den Araber wohl maßgebenderes Motiv mit. Das Leben war in Arabien im großen ganzen schwer; Söhne waren, wenn sie herangewachsen waren, eine Stütze, Töchter aber wurden als eine Last empfunden. Die Geburt einer Tochter erregte den Ärger des Vaters, abgesehen davon, daß er sich schämte. Die Araber griffen daher zu dem Mittel, sich neugeborener Töchter unter Umständen dadurch zu entledigen, daß sie sie lebendig begruben. Der Prophet aber erklärte den Gebrauch für eine große Sünde; wenn dereinst das Weltgericht stattfinde, werden auch die kleinen Kinder auferstehen und fragen, um welcher Schuld willen sie getötet worden seien.

Man wird im Zusammenhange der sozialen Maßregeln auch den Ruhetag erwarten. Bekanntlich ist der Freitag der wöchentliche Feiertag der Mohammedaner. Das Mittagsgebet, das zweite der fünf täglichen Gebete, ist am Freitag zu einem obligatorischen allgemeinen Gottesdienst mit Predigt erweitert. Mohammed befiehlt, die Geschäfte ruhen zu lassen, wenn am Freitag zum Gebet gerufen wird und in die Moschee zu eilen. Aber ausdrücklich gestattet er, daß man, wenn das Gebet beendet ist, dem Handel wieder nachgehen dürfe.

Eine knappe Zusammenstellung eines größeren Teiles des mohammedanischen Sittengesetzes gibt z. B. folgende Koranstelle: „Gebt Allah keinen Genossen. Behandelt die Eltern gut. Tötet nicht im Elend eure Kinder (s. oben); wir ernähren euch und sie. Begeht keine Unzucht, weder öffentliche noch geheime. Tötet nicht den, den Allah für unverletzlich erklärt hat, außer auf Grund des Gesetzes. . . . Greift das Gut der Waisen, die noch nicht volljährig sind, nicht an, außer wo es sich um ihr Bestes handelt. Wendet rechtes Maß und Gewicht an — wir legen Niemandem mehr auf als er vermag. Wenn ihr redet, seid unparteiisch, mag es sich auch um einen Verwandten handeln. Haltet am Vertrage mit Allah fest."

6. Die Zwecke des mohammedanischen Staates sind ursprünglich bloß Zwecke der mohammedanischen Religionsgemeinde in Mekka und lassen das noch deutlich erkennen. Die mohammedanische Steuer z. B. ist aus Almosen hervorgegangen. Anfänglich war die Wohltätigkeit der Gläubigen ungeregelt; jeder gab nach dem Drange seines Herzens. In Medina, wo mit der

Erweiterung der Gemeinde und ihres Arbeitsgebietes notwendig Regel und Ordnung in diese Gaben gebracht werden mußte, wurde die private Wohltätigkeit in eine förmliche Armensteuer verwandelt.

Es lag nun nahe, die für solche frommen Zwecke in die Gemeindekasse gelangten Mittel auch zu andern frommen Zwecken zu verwenden, also z. B. für den Glaubenskrieg. Man muß nicht nur den Armen, sondern auch Gott helfen, und der Glaubenskrieg ist eine solche Hilfe, die man Gott leistet (s. S. 27). Die Steuer ist, wie Mohammed sagt, ein Almosen für Allah. Die erweiterte Verwendung der Armensteuer bestimmt Mohammed einmal folgendermaßen: „Die Almosen sind für die Armen, Bedürftigen, Steuerbeamten, für die, deren Herzen besänftigt werden sollen (s. S. 72), für den Loskauf von Gefangenen, für Verschuldete, für den Glaubenskrieg und für Wanderer". Mohammed stellte den Arabern die Steuer so dar, daß sie etwas ist, was den Reichen genommen und den Armen gegeben wird, und verurteilt den Standpunkt der Beduinen, die in den Opfern, die sie Gott bringen sollen, ein erzwungenes Darlehen erblicken und nur darauf warten, bis eine Schicksalswendung sie von der drückenden Last befreit. Nein, man müsse es als ein Mittel betrachten, sich Allah zu nähern und des Gebets des Propheten teilhaftig zu werden.

Man hatte zu versteuern: Die Tiere; diese machten das Hauptbesitztum aus. Ferner Grundstücke, und zwar wird unterschieden zwischen Grundstücken, die fließendes Wasser haben und anderen; von ersteren ist $^1/_{10}$, von letzteren $^1/_{20}$ des Ertrags zu entrichten. Auch das zur Bewässerung benutzbare Wasser finden wir abgeschätzt. Ein Steuerbeamter nahm alles auf, fixierte schriftlich, wie viel jeder zu zahlen habe, und verkündete öffentlich die Steuerrolle. Die Befugnisse der Steuererheber wurden gelegentlich aus schonender Rücksichtnahme auf den Stolz der Beduinen etwas eingeschränkt. Es scheint z. B., daß im allgemeinen die Herden behufs Versteuerung von den Weideplätzen weg und vor den Steuererheber getrieben werden mußten; in einzelnen Fällen aber sagt Mohammed dem Stamme zu, daß der Steuererheber das Vieh nur auf den Weideplätzen aufnehmen darf, oder daß der Beamte, der als Vertreter Mohammeds fungiert, nur aus ihrer Mitte genommen werden

darf. Es kommt vor, daß Stämme damit betraut werden, die Steuern bei den Nachbarstämmen zu erheben.

Neben der geregelten Steuer blieb natürlich der freiwilligen Wohltätigkeit immer noch ein weites Feld.

Die Zentralkasse befand sich in der Residenz Medina. Im allgemeinen wurden daher die Steuern dorthin abgeführt; indes kommt es auch vor, daß die Steuer an Ort und Stelle verwendet wird.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Arabien die größte aller Halbinseln und etwa den vierten Teil so groß wie Europa ist, so könnte man geneigt sein, die Höhe des Steuerertrags, den Mohammeds Reich zur Zeit seiner größten Ausdehnung abwarf, zu überschätzen. Von diesem Gebiet war aber der größte Teil Wüste und Steppe. Zusammenhängendes Kulturland gibt es nur an den Küsten und auch da nicht durchweg. Das Innere besitzt Kulturland nur oasenförmig und außerdem große Weideflächen. Zudem ist Arabien verhältnismäßig abgeschlossen; es hat auf drei Seiten Meer mit größtenteils schlechten Küsten und ist an der mit dem Kontinent in Verbindung stehenden Nordseite von Wüste umgeben. Die Leistungsfähigkeit des Landes und die Größe der Bevölkerung (heute 4—5 Mill.) stehen demzufolge nicht entfernt im Verhältnis zu seiner Ausdehnung.

Weitere Staatseinnahmen waren: Gebühren. Für eine Audienz beim Propheten ist eine in ihrer Höhe nicht näher fixierte Gabe an die Armen zu entrichten; indes nimmt es der Prophet damit nicht genau. — Kriegsbeute. Von ihr erhielt der Staat $^1/_5$, das übrige erhielten die Kombattanten und Mohammed (vgl. S. 95). Alle Stämme, die den Islam annahmen und gegen Ungläubige Krieg führten, mußten dem Staat und dem Propheten den ihnen gebührenden Anteil abliefern. — Tribut. Er war von nichtmohammedanischen Untertanen zu entrichten (vgl. S. 104) und war verschieden hoch bemessen.

Die Organisation des Staates war primitiv, das Verhältnis der Funktionäre, einschließlich des Propheten, zu den Untertanen patriarchalisch, die Gliederung unentwickelt. Mohammed hat bei den Stämmen seine Vertreter, die persönlich Justizgewalt, Finanzgewalt und religiöse Gewalt besitzen, also auch den Gottesdienst, wie der Prophet selbst, zu leiten haben.

Der Prophet, im Grunde der einzige Staatsbeamte, ist durch sein Ansehen meistens imstande, die ihm geeignet erscheinenden Personen jeden Augenblick in den Staatsdienst zu zwingen und sie da zu verwenden, wo sie am brauchbarsten sind. Man muß sich die geringen Befugnisse eines heidnischen Staatsoberhauptes gegenwärtig halten, um die in weniger als zehn Jahren errungene Macht Mohammeds in ihrer ganzen Fülle zu ermessen. Fortwährend wurden neue, tüchtige Kräfte herangezogen.

7. Ein lebendiges Treiben herrschte in der Hauptstadt, und alle diese Steuereinnehmer, Krieger, bis zu einem gewissen Grade selbst die Bauern und Kaufleute arbeiteten für die Ausbreitung der Religion, und Mohammed wurde nicht müde, es ihnen in Erinnerung zu bringen — er selbst der eifrigste Arbeiter für seine Religion. Seit er angefangen hatte religiös wirksam zu sein, hatte er Mühe und Kampf. Zuerst Kampf mit sich selbst, dann mit seinen mekkanischen Landsleuten, später mit inneren Feinden in Medina und mit äußern; immer mußte er à la vedette sein, um das Erworbene zu sichern. Wenn er aber auch viele Gegner im Leben gehabt hatte, so war doch keiner darunter, der ihm ebenbürtig und auf die Dauer gewachsen war. Er war schon seit einigen Jahren gewohnt, sie allmählich erlahmen zu sehen; Niemand vermochte Allah zu widerstehen. Eine gegen Mohammeds Lebensende im Osten hervorgerufene Bewegung schwoll zu einer wahren Gefahr erst nach Mohammeds Tode an. Die Zukunft gehörte dem Islam zufolge der Prophezeiung Mohammeds, die Vergangenheit zufolge seiner Geschichtsklitterung und die Gegenwart zufolge den Tatsachen.

Der Prophet war, als er starb (632 n. Chr.), über 60 Jahre alt. Wir haben zwar gesehen, daß die mächtige Glut rein religiösen Schaffens in seinen späteren Jahren erkaltet war; daß er das aber tragisch genommen hätte und von dem Gefühl des Alterns und Mattwerdens ergriffen gewesen wäre, macht sich nirgendwo im Koran bemerkbar und ist auch nicht wahrscheinlich. Er hatte noch bis an sein Ende ununterbrochen viele sonstige positive Leistungen zu verzeichnen. Sein Ruhm, der stetig wuchs, war also kein leerer, auf die Leistungen früherer Tage gegründeter Ruhm, sondern Mohammed lieferte durch fortgesetzte Waffentaten seiner Heere, durch seine diplo-

matischen Resultate, durch die Zweckmäßigkeit seiner Rechtsentscheidungen und seiner Verwaltungstätigkeit stets von neuem reellen Stoff für die Verkünder seines Ruhmes. Aber es blieb ihm auch erspart, sich im Alter vereinsamt zu fühlen. Seine alten getreuen Paladine, die tapfern, frommen und verständnisvollen Gefährten der schlimmen Zeiten, daneben frühere Gegner, die ihm in späteren Jahren gesinnungstüchtige Mitarbeiter geworden waren, fast alle überlebten sie ihn.

Mohammed gehört zu den Menschen, von denen man sagen kann, sie seien schön gestorben. Sein letztes Krankenlager stand in dem Häuschen seiner Lieblingsgattin Aïscha und sein Haupt ruhte, als der Tod nahte, in ihrem Schoße. Als er sich unmittelbar vorher noch einmal der in der Moschee zum Gebet versammelten Gemeinde zeigte, konnte er sich von der Verehrung überzeugen, mit der die Gemeinde zu ihm aufblickte. Er war am vorläufigen Ziel seiner Wünsche: Arabien war fast ganz unterworfen. Für die Eroberung Syriens waren die vorbereitenden Schritte getan, und die äußere Verwirklichung des idealen Riesenprojektes, dem ganzen Menschengeschlecht einen gemeinsamen Glauben zu geben, die einst höchst kleinlich mit Raubzügen und Beduinenfehden begonnen hatte, schien in ein neues, verheißungsvolles Stadium zu treten. Als seine eigene Zukunft aber umgaukelten ihn in seinen letzten Augenblicken die Bilder des Paradieses, dessen Herrlichkeit er den Seinen so oft ausgemalt hatte; „Die erhabenen Gefährten im Paradiese!", das waren die letzten Worte, die er in seinen Delirien murmelte. — Nachdem er unter ungünstigen Verhältnissen ins Leben getreten war, Ziegenhirt und später bis in sein vierzigstes Lebensjahr Kaufmann gewesen war, vollbrachte er sein Werk während der weiteren 22 Jahre seines Lebens in einem ganz andersartigen Wirkungskreise. Noch 10 Jahre vor seinem Tode hatte seine Religion ein scheues Leben in einem mekkanischen Konventikel gefristet; als er starb, beherrschte er ein Reich, das die Städter und Beduinen Arabiens umfaßte und nach seinem Tode zum größten aller orientalischen Weltreiche auswuchs.

V. Ausblick.

1. Der Islam nach Mohammeds Tode (116). 2. Der Monotheismus (118). 3. Der Prophet (120). 4. Gegenströmungen (127). 5. Die Araber (131).

1. Für die Entstehung der mohammedanischen Zivilisation läßt sich ein ziemlich genaues Datum bezeichnen, nicht nur weil man den Mann nennen kann, der den Anstoß zu ihr gab, sondern auch weil sie in unmittelbarem Anschluß an ihn so rapid entstand. Acht Jahrzehnte nach Mohammeds Tode sind die Beduinen Arabiens im äußersten Westen die Grenznachbarn der Franken, im Osten die der Chinesen und gewinnen ihrer Religion einen Boden, der ihr, wenn man von Westeuropa absieht, nie mehr auf die Dauer verloren ging, wohl aber noch bedeutend vergrößert wurde. Mit friedlichen Waffen wurden diese Räume dem Islam noch weniger erworben als vordem Arabien, und mit der Größe und Schnelligkeit der Ausbreitung des mohammedanischen Staates hielt die Festigung der mohammedanischen Frömmigkeit nicht gleichen Schritt. Das intensiv religiöse Leben, das Mohammed und seine Umgebung geführt hatte, war schon bei seinen Lebzeiten in größerer Entfernung vom Sitz der Regierung (Medina) auf die Einhaltung der unerläßlichsten religiösen Vorschriften beschränkt. Nach seinem Tode blieb die Hauptstadt der Sitz der Frömmsten. Während andere draußen in Syrien, Babylonien, Iran, Ägypten, Spanien Schlachten von weltgeschichtlicher Bedeutung schlugen, Reiche zertrümmerten und ungemessene Beute machten, saßen sie in dem weltentlegenen Medina, mit nichts anderem beschäftigt, als das Andenken Mohammeds und seiner Lehre zu pflegen.

Die vier ersten „Chalifen" („Nachfolger Mohammeds"), die noch mit größter Gewissenhaftigkeit der Erfüllung der Religionspflichten oblagen, sämtlich intime Freunde des Propheten, weilten zumeist ununterbrochen in ihrer Hauptstadt Medina, wie schon Mohammed Medina nur noch verlassen hatte,

wenn er einen Feldzug mitmachen mußte. Das Muster tiefer Frömmigkeit, das sie boten, wurde aber bei den draußen in der Welt erobernden und beutemachenden Beduinen nur in bescheidenem Maße nachgeahmt; es gab nur eine verhältnismäßig kleine Zahl durch und durch Frommer, und in manchen, namentlich entlegeneren Gegenden kümmerte man sich noch lange Zeit um den Islam und sein Gesetz so gut wie gar nicht. Als vollends drei Jahrzehnte nach Mohammeds Tode die Dynastie der Omajjaden zur Chalifenwürde gelangte (661), wurde nicht einmal mehr von den Regenten das Beispiel der Frömmigkeit gegeben. Die Omajjadendynastie hat einige hervorragende Herrscher aufzuweisen, die für die Macht des Islams viel taten; aber um den Glauben kümmerten sie sich nicht eben sehr, und die Orthodoxie geriet geradezu in Opposition zu ihnen. Mit der Abbasidendynastie (seit 749) begann eine stärkere Hervorkehrung des religiösen Moments. Das, wenn auch oft nur äußerliche Interesse, das die Abbasidenchalifen religiösen Fragen entgegenbrachten, machte sich in einem Aufschwung der theologischen Forschung bemerkbar, und jetzt erst wurden die Frommen in die Lage versetzt, aus ihrem weltfremden Dasein scharenweise in die Öffentlichkeit zu treten und die mohammedanischen Grundsätze und Gebote, die Lebensweise nach dem Vorbilde des Propheten, in den breiteren Volksmassen zur Geltung zu bringen. Erst jetzt beginnt auch eine religiös-literarische Produktion, nachdem der Koran für anderthalb Jahrhunderte das einzige spezifisch islamische Literaturprodukt gewesen war. Die theologische Beschäftigung mit dem Erbe Mohammeds führte dazu, daß der Islam mehrmals gespalten wurde: aber jede Richtung lebt doch des festen Glaubens, das zu lehren, was der Prophet gelehrt hatte. Die Mohammedaner erblicken in der Lehre des Propheten eine Einheit und setzen sich darüber hinweg, daß Mohammed eine Entwicklung hatte, obwohl es ihnen nicht ganz unbekannt ist, und sie in beschränktem Umfange zugeben, daß Mohammed frühere Vorschriften durch neue ersetzt hat. Allein wie stark die Wandlungen in Mohammed sind, und wie sehr man also seine Lehre genetisch verstehen muß, blieb ihnen verborgen oder wurde vertuscht. Er war immer ein und derselbe, und etwaige Gegensätze, die auffielen, wurden ausgeglichen.

In diesem Schlußkapitel soll uns in aller Kürze die Frage

beschäftigen, was die Späteren aus den von Mohammed aufgestellten Grundlehren des Islams machten, und wie sie sich dabei zur Person des Propheten stellten, als seine starke Hand nicht mehr den Gang des religiösen Denkens in die ihm gutdünkenden Bahnen leiten konnte.

2. Das Hauptprinzip, für das Mohammed kämpfte, war der Monotheismus. Mohammed hatte sich dabei überwiegend mit den Heiden auseinanderzusetzen. Er stattete ferner seinen Gott mit den höchsten sittlichen Eigenschaften aus, die er sich denken konnte, gleichfalls im Gegensatz zu seinen heidnischen Landsleuten. Die späteren mohammedanischen Theologen hingegen hatten verhältnismäßig wenig mit Heiden und gänzlich ungebildeten Gegnern zu tun, umso mehr fanden sie Gelegenheit, ihre Anschauungen vom Wesen Gottes zu vertiefen. Dabei wurde die monotheistische Anschauung aufs strengste durchgeführt und vielfach in geradezu penibler Weise alles ferngehalten, was einigermaßen anthropomorphistisch verstanden werden konnte und an menschliche Schwäche erinnerte. Man fragte sich z. B., ob Gott auch etwas Böses und Unvernünftiges tun könne; denn wenn er allmächtig ist, muß er auch hierzu imstande sein. Andre bestritten, daß Gott einen Willen habe; denn jeder Wille setze ein Bedürfnis voraus, Allah aber habe keine Bedürfnisse, füglich keinen Willen u. a. m. Natürlich verstand die Masse nichts hiervon; bei ihr galt es, sich an die einfachen Dogmen des Islams zu halten und die religiösen Gebote zu vollziehen. Daß aber Gott nicht im Bilde verehrt oder auch nur dargestellt werden dürfe, war doch allgemeine Ansicht geworden, ja die mohammedanische Kunst nimmt sogar zumeist davon Abstand, überhaupt Abbildungen lebender Wesen zu verfertigen; eine Ausnahme bildet z. B. Spanien, wo ja die Löwen der Alhambra berühmt sind. Es ist zwar nicht im Koran verboten, aber in den meisten theologischen Systemen des Islams.

In striktem Gegensatze zu dem radikalen, absolut körperlosen Monotheismus, der im allgemeinen den gelehrten Islam beherrscht, steht es, wenn sich, namtlich in Persien, zu verschiedenen Zeiten Leute für Inkarnationen Allahs ausgaben. Hier lebten deutlich heidnisch-persische Religionsvorstellungen fort, denen man auch sonst noch begegnet, wie sich überhaupt eine spezifisch persische Form des Islams entwickelt hat. Über

das Fortleben heidnischer Vorstellungen bei den Arabern s. S. 9. 20. Für das Volk war der Monotheismus vielfach zu abstrakt, und die Gelehrten, die aus allen Schichten des Volkes hervorgingen, entzogen sich nicht immer den konkreteren Auffassungen von Gott, so daß sogar der Versuch unternommen wurde, sich eine Vorstellung von der Gestalt und den Körperteilen Allahs zu machen.

Der Islam ist von einem lebendigen Gottesbewußtsein getragen. Alle Betätigungen des Menschen und alle Erscheinungen der Welt werden unter religiösem Gesichtspunkte betrachtet, ganz so wie es auch der Wunsch Mohammeds gewesen war. Die mohammedanische Theologie wurde schon frühe auf die Frage geführt, inwieweit unter solchen Umständen der menschliche Wille, vor allem der Wille zum Glauben, von Gott abhängig ist, und inwieweit der Mensch Herr über die Gestaltung seines Schicksals ist. Der Islam ist bekannt als die Religion eines ausgesprochenen Fatalismus, und zwar im allgemeinen mit Recht. Allein er war es nicht zu allen Zeiten und nicht in all seinen philosophischen Schulen. Sogar Mohammed vertrat in seiner früheren Zeit, soweit er sich überhaupt zu Klarheit in diesen Fragen durchrang, Freiheit des menschlichen Willens. Er war der Ansicht, daß der Mensch sich darüber entscheiden kann, ob er Gott für alles Gute, das Gott ihm erweist, dankbar sein will oder nicht, d. h. ob er die göttlichen Gebote erfüllen will oder nicht. Er war damals noch so optimistisch, zu hoffen, die Evidenz seiner Offenbarungen werde die Heiden für den Islam gewinnen. Als aber die Masse der Heiden den Islam absolut nicht annehmen wollte, trotzdem seine Wahrheiten Jedem, den Allah „mit Gehör und Gesicht erschaffen hat", hätten eingehen müssen, sah er sich auf die Annahme angewiesen, daß es ein Akt unerforschlicher göttlicher Weltleitung sei, wenn sich manche Menschen zum Islam hingezogen fühlten, andere nicht. „Es ist Keinem möglich gläubig zu sein außer mit Erlaubnis Allahs". Allah will nun einmal „die Hölle mit Dämonen und Menschen füllen". Das kann als eine Leugnung der freien Wahl des Menschen bezüglich des wahren Glaubens erscheinen. Allein dazwischen fallen im Koran wieder Bemerkungen, denen zufolge der Mensch Allah doch einigermaßen entgegen kommen muß, ehe Allah ihn zu einem Gläubigen macht. Zu einer wirklichen

Durchführung des ungeheuer schwierigen Problems kommt es natürlich bei Mohammed nirgends, ja nicht einmal zu einer klaren Erfassung; das lag außerhalb seines Könnens. Nimmt man nun noch hinzu, daß er seine Ansichten geändert hat, so begreift man, wieso es hier logische und chronologische Gegensätze im Koran gibt. Allein die mohammedanischen Theologen nahmen weder die ersteren noch die letzteren an und suchten die Widersprüche auszugleichen. Manche entschieden sich hierbei für absolute Willensfreiheit, andere für absolute Unfreiheit, wonach alles, was der Mensch bis ans Ende der Dinge tun wird, seit Ewigkeit her von Allah bestimmt ist; dazwischen gab es Übergänge. Viele Kämpfe wurden hierüber ausgefochten, indes würde es zu weit führen, näher darauf einzugehen, wie wir überhaupt die Gotteslehre des Islams verlassen müssen, um uns der im Hinblick auf den Gegenstand dieses Buches wichtigeren Frage zuzuwenden, wie sich die späteren zur Person des Propheten stellten.

3. Sie ließen ihm ein Maß von Verehrung zu teil werden, wie es bei seinen Lebzeiten nicht üblich war. Zwar stellte er den Seinen seine Fürbitte bei Allah in Aussicht, daß aber direkt Gebete an Mohammed gerichtet worden wären, kam gewiß nicht vor und wäre auch nicht in seinem Sinne gewesen. Heutzutage soll es dagegen zahlreiche Mohammedaner geben, die mindestens so viel zu Mohammed wie zu Allah beten, und es werden dem Propheten Ehrentitel beigelegt, die im Islam sonst nur Gott zukommen, denn Mohammeds Natur wurde von Ungebildeten und Gebildeten immer mehr ins einzigartig Wunderbare gezogen. In der älteren Auffassung war er noch ein Prophet wie alle andern, die den Mohammedanern überwiegend als Warner erschienen. Das eigentlich Prophetische, die Fähigkeit, die Zukunft vorherzusagen, war ihnen nur insoferne eigen, als sie den Guten Belohnung, den Frevlern Strafe verkündeten. So hielt sich auch der Glaube an Wundertaten Mohammeds in bescheidenen Grenzen; hatte doch er selbst es abgelehnt Wunder tun zu können und das Verborgene zu wissen (S. 94). Viele Theologen stellten in Abrede, daß Mohammed Prophezeiungen erlassen habe, es wurde sogar bestritten, daß er um persönlicher Vorzüge willen zu den Menschen gesandt worden sei; es war ein Willkürakt Allahs, daß er gerade ihn mit der Verkündigung seiner Offenbarungen betraute.

Allein die Ansicht, daß Mohammed keine übermenschliche Natur besessen habe, blieb nicht die volkstümliche. Schon unter seinen Zeitgenossen gab es Leute, die ihn gegen seinen Willen als Wundermann ansehn wollten, weil es ihnen unfaßbar war, daß das bevorzugte Werkzeug Allahs ein Wesen wie sie alle sein sollte, und als er starb, wollten viele nicht glauben, daß das möglich wäre, bis Abu Bekr (S. 74) zum Volke das Wort sprach: „Wenn jemand den Mohammed anzubeten pflegte — nun Mohammed ist gestorben. Wenn aber jemand Allah anzubeten pflegte — Allah ist lebendig und stirbt nicht." Übrigens fiel, als die Tatsache unbestreitbar geworden war, ein Stamm vom Islam ab mit der Begründung, Mohammed könne, da er gestorben sei, kein Prophet gewesen sein.

Die Ansicht von der wunderbaren Natur Mohammeds erfaßte aber immer weitere Kreise und wurde auch von der Theologie angenommen. Die Traditionswerke des Islams und die Mohammedbiographien wissen eine Menge von Wundern, Heilungen und Wahrsagungen von ihm zu berichten. Ist es vielleicht nicht wahr, daß er während seiner mekkanischen Zeit einmal des Nachts von einem Wunderrosse durch die Luft nach Jerusalem getragen wurde, wozu eine Karawane zwei Monate braucht, und dort vereint mit Abraham, Moses und Jesus betete? . . . Oh, es ging sogar so schnell, daß, als er wieder in Mekka anlangte, nicht nur sein Lager noch warm war, sondern der daneben stehende Wasserkrug, den er bei der Ausreise umgeworfen hatte, noch nicht ganz ausgelaufen war. Und ist es nicht wahr, daß er bei dieser Gelegenheit Allah einen Besuch im Himmel abstattete und mit ihm in der Geschwindigkeit 70000 Gespräche führte, deren jedes 70000 Worte enthielt?

Nein, es ist doch nicht wahr, und es würde sich auch nicht verlohnen, die abgeschmackte Legende, von der hier nur ein Teil erzählt ist, zu erwähnen, wenn wir nicht aus Mohammeds eigenem Munde wüßten, wie sich die Geschichte in Wirklichkeit zugetragen hat, und an einem eklatanten Beispiele sehen könnten, was der Übereifer der Schüler aus der nüchternen Auffassung des Meisters gemacht hat. Eines Morgens offenbarte der Prophet durch ein Koranstück, Allah habe ihn in der Nacht zur Tempelstätte in Jerusalem reisen lassen. Zufolge der Überlieferung — im Koran steht nichts Ausdrückliches davon — erregte aber Mohammeds Erzählung nicht nur Gelächter

bei den Ungläubigen sondern auch Kopfschütteln in den Reihen der Gläubigen. Genug, Mohammed fand denn doch seine Urteilskraft wieder und sah sich bemüßigt, sein Erlebnis für das zu erklären, als was er es jetzt erkannt hatte, für einen Traum, der erzählt worden sei, um die Menschen in Versuchung zu führen. Von da ab verschwindet die „nächtliche Reise", wohl das größte und am üppigsten ausgeschmückte Wunder der Mohammedbiographie, ein für allemal aus dem Koran.

Die Koranexegese leistete also an Abenteuerlichkeit des Deutens das Menschenmögliche. Hatte sich Mohammed als das „Siegel der Propheten" bezeichnet (S. 94), so wußten Spätere auf Grund der Aussagen sicherer Augenzeugen zu schildern, wie dieses Siegel ausgesehen habe, das sie nämlich für ein wunderbares, von Allah jedem echten Propheten anerschaffenes Muttermal hielten. Die Legenden statteten Mohammed überhaupt mit einer geradezu göttlichen Organisation des Körpers und der Intelligenz aus; er wußte alles, besaß die Schlüssel zu allen Schätzen der Erde, war dem Hunger nicht unterworfen usw.

Auch in ethischer Hinsicht galt er für übermenschlich. Er war das leuchtende Beispiel für alles und jedes; man häufte alle Züge edler Gesinnung und sublimster Frömmigkeit auf seine Person und statuierte endlich geradezu grundsätzlich seine Unfehlbarkeit nicht nur in gesetzlichen Entscheidungen — da stand sie schon längst fest — sondern auch in rein privaten Betätigungen. Allerdings wurde hiergegen auch Widerspruch erhoben, kam aber fürs große ganze nicht in Betracht. Auch die Mystiker fühlten sich von der Idee eines Wesens, dem es gelungen ist, allen irdischen Makel abzustreifen, tief sympatisch berührt. Die mohammedanische Traditionserfindung ermöglichte es, nahezu für alle Fragen, die dem Gläubigen im Leben vorkommen können, eine Antwort des Propheten zur Verfügung zu stellen, so daß das Verhalten des Gläubigen in allen Lebenslagen durch den Aufblick zu diesem Lichtbilde gesichert ist. Er wurde das Glück der frommen Mohammedaner, die genau zu wissen meinen, wie er war, und nicht nur in ihrem Denken und Fühlen, sondern auch in jeder juristischen Hinsicht, in allem Kleinkram des täglichen Lebens bis in die Einzelheiten der Tracht, der Umgangsformen usw., ihn kopieren möchten, beziehungsweise das, was sie gerade tun möchten, durch den

Hinweis auf sein vermeintliches Vorbild zu stützen suchen. Da übrigens der Koran die sicher authentische Meinungsäußerung des Propheten bildet, und da nicht wenige der Traditionen über ihn glaubwürdig sind, so ist zweifellos das Leben der mohammedanischen Welt zu einem guten Teile genau nach der Lebensführung Mohammeds oder in seinem Sinne gestaltet.

Da für alles menschliche Tun das Verhalten Mohammeds maßgebend sein sollte, so gelangte die Tradition im Islam zu größter Wichtigkeit. Eine Unzahl von echten und unechten Traditionssätzen über Aussprüche und Handlungen des Propheten belehrt den Mohammedaner darüber, wie er sein Leben im allgemeinen einzurichten hat, und welches im besonderen die Form ist, in der er seine religiösen Pflichten zu erfüllen hat. So entstanden Sammlungen, in denen für das körperliche und geistige Leben nach jeder Richtung gesorgt war, und in denen eine Norm für die Wertschätzung aller Dinge und Rat in allen Gewissensfragen zu finden war. Und war es nicht Mohammed selbst, so doch wenigstens einer seiner vertrauteren und autoritativen Gefährten, von denen man irgend eine Gewohnheit oder eine Maxime in Erfahrung zu bringen suchte und sich aneignete.

Es war aber eine naheliegende Konsequenz des Strebens nach der positiven Nachahmung Mohammeds, wenn man andrerseits darauf achtete, das *nicht* zu tun, was *er* nicht getan hatte. Hat er weder Kaffee getrunken noch Tabak geraucht (weil das Kaffeetrinken erst Jahrhunderte später und das Tabakrauchen bekanntlich erst nach der Entdeckung Amerikas aufkam), so erklärt darauf hin der strengste Konservativismus diese Genüsse für verboten, und aus demselben Grunde erklären sich gewisse mohammedanische Theologen noch heute gegen den Gebrauch von Messer und Gabel. Auch im geistigen Leben möchte man vielfach am liebsten alles von sich weisen, was dem Propheten fremd war. Dagegen verdient hervorgehoben zu werden, daß es eine pure Erfindung ist, und zwar eine späte, wenn erzählt wird, der Chalife Omar habe nach der Eroberung Alexandrias die berühmte dortige Bibliothek verbrennen lassen mit der Motivierung, wenn ihre Bücher etwas enthielten, was schon im Koran stehe, seien sie überflüssig, wenn sie aber etwas enthielten, was nicht im Koran stehe, müßten sie verbrannt werden.

Der Vorgang, der heute noch in unsern Schulen mitgeteilt wird, kann schon aus dem einfachen Grunde nicht stattgefunden haben, weil zur Zeit der Eroberung Alexandrias durch die Mohammedaner die alexandrinische Bibliothek bereits seit zweiundeinhalb Jahrhunderten vernichtet war. Es sind überhaupt nur die konservativsten Kreise, die den absolut negierenden Standpunkt ganz konsequent einhalten. So wird im größten Teil des mohammedanischen Orients bekanntlich munter Kaffee getrunken und geraucht; dem Gebrauch von Messer und Gabel wäre größere Verbreitung zu wünschen, aber es geschieht nicht aus einem theologischen Grunde, wenn man sie vielfach verschmäht.

Die mohammedanische Theologie mußte auch von jeher den veränderten Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen. Gleich in den ersten zwei Jahrhunderten nach Mohammeds Tod bildeten sich zahlreiche Ansichten und Gebräuche heraus, die es unter Mohammed nicht gegeben hatte. Er lebte in der vergleichsweise einfachen Zivilisation Zentralarabiens und hatte nur geringe Kenntnis von den komplizierten Lebensverhältnissen, in die sich die Mohammedaner versetzt sahen, als sie die großen Kulturzentren Babyloniens, Syriens, Ägyptens, Spaniens ihr eigen nannten; er sorgte für seine Zeit, aber nicht für die Zukunft. Allein man wagte es sogar, ihn Aussprüche über Menschen und Dinge tun zu lassen, die, wie jeder Gebildete wissen mußte, erst lange nach seinem Tode auftauchten. Es war freilich ganz einfach: Mohammed war ein Prophet und wußte daher alles, was sich bis ans Ende der Dinge ereignen würde. Die mohammedanische Theologie genehmigte die Einführung von Neuerungen oder billigte eingerissene Neuerungen nachträglich, unterschied aber ausdrücklich schon früh gute und schlechte Neuerungen und nahm selbst in rein religiösen Dingen, z. B. im Gebet, Neuerungen vor. Neben derartigen eingestandenen Neuerungen gab es aber auch solche die vertuscht wurden, indem sie entweder mittels Deduktion aus dem vorhandenen Traditionsstoff als berechtigt erwiesen oder mittels erfundener Traditionen sanktioniert wurden. Denn das Ansehen der Tradition und des im Lauf der Zeit eingebürgerten Gewohnheitsrechts stieg immer höher, so daß der Tradition schließlich derselbe göttliche Ursprung zugeschrieben wurde wie dem Koran, und es kann nicht wunder nehmen, wenn die Tradition bei Kollision mit

dem Koran unter Umständen als Siegerin hervorgeht, da ja auch innerhalb des Korans ältere Bestimmungen durch spätere verdrängt wurden (S. 91). Auf diese Weise war es möglich, dringende Neuerungen vorzunehmen, auch wo es sonst bedenklich geschienen hätte, oder sich von Zeitströmungen tragen zu lassen; nur mußte die Form gewahrt sein und der Autorität des Propheten ihr Recht widerfahren.

Es ist auch nicht zu bestreiten, daß in dem Wust von Traditionen, die sich auf Mohammed zurückführen, namentlich in den älteren, ein guter Kern ist. Denn der Prophet muß gewisse Dinge verordnet haben, auch wenn ihrer im Koran keine Erwähnung geschieht; z. B. enthält der Koran kein Wort über die Beschneidung, obwohl kein Zweifel bestehen kann, daß sie von Mohammed anbefohlen worden ist (S. 103). In zahllosen Fällen war der Prophet um seine Meinung befragt worden oder hatte spontan eine Entscheidung getroffen. Nun gab es viele Leute, die persönlich mit ihm zu tun hatten und mehr oder weniger lange Zeit, zum Teil Jahre lang, in seiner unmittelbaren Umgebung verblieben. Sie lauschten aufmerksam all seinen Worten, beobachteten seine kleinsten Handlungen und hegten den Schatz dieser manigfaltigen Erinnerungen mit heiliger Scheu, sowohl um für sich selbst eine Norm zu haben wie um ihn weiter zu überliefern und die Anerkennung seiner Autorität zu forden. Sie wußten Genaueres über seine Lieblingssprichwörter wie über seine Rechtsentscheidungen, sie wußten, wie er die religiösen Zeremonien vollzog und wußten, wie er sich räusperte und wie er spuckte. Dann kamen die Traditionarier, die einen Beruf daraus machten, Überlieferungen .zu sammeln, zu sichten oder aber — zu erfinden.

Wenn vorhin bemerkt worden ist, daß sich in einzelnen Fällen die Tradition gegen den Koran behaupten kann und göttliche Autorität genießt, so blieb deswegen doch der Koran das heiligste literarische Produkt des Islams, das eine geradezu abgöttische Verehrung genießt. Jedes Korankapitel hat in den Augen des Frommen seine besonderen Vorzüge, und man liebt es angebliche Aussprüche Mohammeds anzuführen, durch die diese Vorzüge ins rechte Licht gesetzt werden. Zu Mohammeds Lebzeiten gab es noch keine Sammlung der einzelnen Koranstücke; erst Jahre nach seinem Tode schritt man zur Herstellung

förmlicher Koranredaktionen, die einen mehr oder minder offiziellen Charakter trugen. Diese Tatsache geriet zwar nicht in Vergessenheit, ließ aber Raum für die Kontroverse, ob der Inhalt des Korans, d. h. sein göttliches Urbild, erst zur Zeit Mohammeds oder von Ewigkeit her geschaffen, d. h. also ungeschaffen sei. Es war namentlich im 9. Jahrhundert n. Chr. das Schibboleth der Orthodoxen und der Liberalen, welch letztere natürlich für das Geschaffensein plaidierten. Die Regierungen mengten sich hinein und dekretierten, je nach der Partei, die gerade Oberwasser hatte, bald das eine bald das andere und verfolgten die Gegenpartei. Das Buch war so heilig, daß man nicht gerne sah, wenn Übersetzungen angefertigt wurden, so daß es in der Tat nur wenige orientalische Übersetzungen gibt; im Gottesdienst darf nur das arabische Original verwendet werden. Es bildete zu allen Zeiten den Mittelpunkt des mohammedanischen Studierens; das Kind lernt am Koran lesen, zahlreiche Personen können ihn auswendig, Kommentare in allen Dimensionen, bis zu der riesenhaften Erstreckung von achtzig und mehr Bänden, wurden verfaßt.

In dem allmählig entstandenen Reliquienkult des Islams nahmen begreiflicherweise die Reliquien Mohammeds den obersten Rang ein. Eine der gefeierten Reliquien des Islams ist der Mantel des Propheten in der Schatzkammer des Sultans im alten Serail zu Konstantinopel. Der Besitz dieses Kleinods bildet geradezu die Legitimation für die Rechtmäßigkeit der Chalifenwürde des Sultans. Und doch ist gerade diese Reliquie erweislich unecht. Wie wir nämlich aus den Berichten älterer mohammedanischer Geschichtsschreiber wissen, ist der angebliche Mantel des Propeten, den der erste Abbasidenchalife im 8. Jahrhundert erworben hatte, im 13. Jahrhundert bei der Eroberung Bagdads durch die Tataren verbrannt. In derselben Schatzkammer des Sultans wird die Fahne des Propheten, sein Schwert, Bogen und Stab verwahrt, friedlich übrigens neben einem Arm Johannes des Täufers und einem Kreuzessplitter.

Hervorragende Verehrung erhielten auch die Stätten, an denen Mohammed oder einer seiner Gefährten geweilt hat. Noch tief im 9. Jahrhundert wurde Mohammeds Geburthaus in Mekka als gewöhnliches Wohnhaus benutzt, während später jeder Ort, der mit Mohammed in Beziehung zu bringen war,

mit Heiligkeit bekleidet wurde. Man zeigt z. B. einen echten Platz unter einem Baum, wo einmal sein Kochtopf gestanden hat; in verschiedenen Teilen der mohammedanischen Welt gibt es dauerhafte Fußspuren von ihm usw. Mit Wasser vom heiligen Brunnen in Mekka bereitet man Tinte und trinkt es, während man an wissenschaftlichen Werken arbeitet.

Unter allen heiligen Stätten des Islams (worunter sich z. B. auch Jerusalem befindet) ist keine, an der das Gebet so wirksam ist wie in Mekka. Das Gebot des Islams, daß jeder Mohammedaner mindestens einmal nach Mekka gewallfahrtet sein soll, führt denn auch jährlich hunderttausende von Pilgern aus allen Enden der mohammedanischen Welt dort zusammen, wo sie die einzelnen heiligen Plätze besuchen und die Zeremonieen der Pilgerfahrt peinlich genau so vollziehen wie Mohammed es vorgeschrieben hat. Dort steht die heiligste Moschee des Islams, deren Kern die Kaba ist (S. 19). Zu verschiedenen Zeiten bauten fromme mohammedanische Fürsten an ihr und stifteten wertvolle Weihgeschenke. Heutzutage wird alljährlich der kostbare Umhang der Kuba („das Kleid der Kaba") vom Sultan der Türkei gestiftet, wie ehedem vom Chalifen von Bagdad. Viele Pilger kommen zu Fuß und aller Mittel bar, auf die Mildtätigkeit der Mitreisenden angewiesen, und verfallen nicht selten dem Tod durch Krankheit und Entbehrungen. Andere reisen mit großem Komfort in geschlossenen Sänften und führen kostbare Zelte mit.

Schon früh sammelten sich in Mekka fromme Männer, die dauernd an dem erhabensten Orte des Islams weilen wollten, und gaben sich theologischen Studien hin. Das Gleiche gilt für Medina, das als Stätte der Gottesgelehrtheit großes Ansehn genießt, aber als Wallfahrtsort nicht so wichtig ist wie Mekka, obwohl natürlich die Stadt, in der z. B. das Grab des Propheten liegt, mit tiefer Verehrung betreten wird.

4. Die Kritik an der ausschweifenden Verehrung des Propheten und all dessen, was mit ihm zusammenhing, blieb nicht aus. Die freigeistigen Richtungen protestierten gegen die Lehre von der Unerreichbarkeit und Unnachahmbarkeit des Korans. Nicht überall wurde es hinweggedeutelt, daß der Koran in derselben Kunstform verfaßt war wie die Sprüche der vormohammedanischen Heidenpriester, was manchem Frommen ein so arges scandalum war. Man kritisierte und tadelte

Koranstellen vom grammatischen und ästhetischen Standpunkte, man machte Stellen aus weltlichen Gedichten nahmhaft, die schöner seien als verwandte Koranstellen, und verfaßte gar selbst Kapitel im Stil und als absichtliche Nachahmung des Korans. Auch der Inhalt des Korans wurde kritisiert. Der Koran sei nur für die niedere Stufe des religiösen Empfindens der Araber zur Zeit Mohammeds berechnet gewesen und dürfe nicht ernst genommen werden. Avicenna z. B. macht gegen die koranische Lehre von der Auferstehung des Fleisches geltend, sie sei von Mohammed gelehrt worden, weil die Beduinen eine rein geistige Seligkeit nicht begriffen hätten. Die naiven geographischen Anschauungen des Korans werden gleichfalls als Anbequemung an die naiven Anschauungen der Beduinen betrachtet. Bei solcher Auffassung, wonach die Unvollkommenheiten des Korans im wohlverstandenen Interesse der Gemeinde beabsichtigt sind, war wenigstens das Dekorum gewahrt; andere aber erklärten alle Religion für Betrug und Heuchelei. Averroes und andere sind gemäßigt, wenn sie sagen, die Offenbarung des Korans sei nur ein Erziehungsmittel, keine Lehre. Berühmte Philosophen vertraten die Ansicht, die Religion sei nur für den gemeinen Mann da, dem sie allerdings aus Nützlichkeitsgründen erhalten bleiben müsse. Omar Chajjām, einer der größten Gelehrten und dabei tiefsten Dichter des Islams, machte sich in seinen scharfpointierten Vierzeilern in unverblümter Weise über die Dogmen des Islams lustig und steht damit nicht vereinzelt da.

Hatte Mohammeds Tätigkeit als Abschluß der Prophetie und als unnachahmbarer Verkehr mit Gott gegolten, so fühlten sich die ekstatischen „Sūfi's" („Theosophen") im Stande, durch intensive Kontemplation oder äußere Erregungsmittel in unmittelbarsten Kontakt mit Gott zu treten und in ihm aufzugehen. Dadurch sank die Bedeutung des Propheten für den Menschen, und wir hören in jenen Kreisen die Ansicht aussprechen, jeder Mensch könne sich auf sufische Weise zum Propheten machen.

Die Ekstatiker wollten also nicht durch peinliche Befolgung der Gebote des Propheten in den Besitz Gottes gelangen, und glaubten sie, Gott zu besitzen, so lag es nahe, das Wort Mohammeds vollends für wertlos zu halten; viele Tausende von ihnen warfen es grundsätzlich über Bord. Es gab organisierte

mystische Orden, die es verkündeten, ihre Angehörigen seien von den religiösen Gesetzen, d. h. also einschließlich der Sittengesetze, befreit. Die Derwische waren und sind vielfach völlig verwildert, und während sie oft nach außen den Überfrommen und Asketen spielen, sind sie im Geheimen der Völlerei und Sittenlosigkeit ergeben. Aber auch ohne ihr Zutun setzte man sich im Volke und bei der Geistlichkeit vielfach über das Religionsgesetz hinweg, z. B. wird trotz der 80, oder bei Sklaven 40 Stockhiebe, die darauf stehen, viel Wein getrunken, namentlich in Persien. Am Abbasidenhofe, wo so viel Frömmigkeit zur Schau getragen wurde, hatten Sängerinnen und Sänger der schlimmsten Sorte Zutritt, und der Wein floß in Strömen. Ein Chalife, der ein notorischer Trunkenbold war, erließ scharfe Gesetze gegen das Weintrinken und die Unsittlichkeit. Es gibt heute ganze mohammedanische Stämme, die von den Vorschriften des Islams so gut wie nichts beobachten.

Schon in der Zeit, in der die schöpferische und systematisierende Tätigkeit der Theologen ihre Blüte erlebte, im 2. und 3. Jahrhundert nach Mohammed, beginnt eine Reaktion gegen das Überhandnehmen der Bestrebungen, den Mohammedaner in all seinen Handlungen zu einem Abbild des Propheten zu machen und im emsigen Sammeln und Erfinden von Traditionen aufzugehen. Diese religiöse Strömung mit ihrer Kleinigkeitskrämerei wurde bisweilen geradezu Gegenstand des Spottes derer, die sich darüber hinwegsetzten; sie parodierten z. B. die Überlieferer, indem sie närrisches Zeug oder Trivialitäten in die Form von alten Traditionen kleideten. Sie hatten die Kritiklosigkeit vor Augen, mit der jeder Ausspruch, der dem Propheten zugeschrieben wurde, unbesehen hingenommen wurde. Es war ein offenes Geheimnis, daß Traditionen erfunden wurden, man war von gegenseitigem Mißtrauen erfüllt, das selbst den berühmtesten Theologen gegenüber laut wurde. Es kam eine Zeit, in der die Frommen auf das Mittel verfielen, Satan durch Belzebub auszutreiben und Traditionen alter Autoritäten zu erfinden, in denen diese gegen das Erfinden von Traditionen Stellung nahmen. Ein wirklicher Geist der Kritik herrschte bei den Überlieferern nicht. Es war in den Reihen der Philosophen, die ohnehin außerhalb der herrschenden theologischen Forschung standen, wo man gegen das Über-

lieferungswesen ankämpfte. Hier wurde die Koranexegese verurteilt, die sich in legendenhafter Ausschmückung des gegebenen Koranwortes gar nicht genugtun konnte. Die grellen Widersprüche zwischen den Traditionen über Mohammed wurden hervorgehoben, nicht um sie, wie die Theologen taten, auszugleichen, sondern um das ganze Traditionswesen zu diskreditieren. Indes blieb diese Kritik ohne dauernden Erfolg.

Der vorhin erwähnte Sufismus, der später ebenfalls verknöcherte, wollte das Geistige in der Religion pflegen, das neben der mechanischen Religionsübung zu kurz kam und durch die geradezu weltliche Gesinnung und Heuchelei vieler Theologen bedroht war. Aber auch sonst treffen wir im Islam lautere Frömmigkeit, und es fehlt nicht an Bereitschaft, für Überzeugungen schwere Opfer zu bringen und z. B. unter widrigen politischen Verhältnissen im Kampfe gegen unfromme Regierungen fest zu bleiben; so weigerten sich unter den Omajjaden, die den Frömmsten als gottlos und verworfen galten, manche, in die Dienste der Regierung zu treten und etwa ein Richteramt anzunehmen, und zwar obwohl die schärfsten Zwangsmaßregeln ergriffen wurden.

Zu verschiedenen Zeiten traten Personen auf, die von dem Bewußtsein durchdrungen waren, daß man in mancher Hinsicht zu weit von Mohammed abgekommen war, und, so gut sie es verstanden, zu ihm zurück zu gelangeu suchten. Dahin gehört z. B. die in Arabien im 18. Jahrhundert von Wahhâb ins Leben gerufene Bewegung. Er hatte in den großen Städten das Leben und Treiben der frommen Lehrer und des Volkes kennen gelernt und die Beobachtung gemacht, daß es auch an den Hochsitzen der Theologie recht menschlich zuging, und der Sinn zu sehr auf Wohlleben gerichtet war, trotzdem man an Mohammed und seinen Gefährten ein Vorbild einfacher Lebensweise hatte, daß man von den religiösen Vorschriften nur die äußerlichsten übte und die unangenehmeren zu umgehen suchte, und daß eine der heiligsten Pflichten, der Krieg gegen die Ungläubigen (S. 27), von den mohammedanischen Staaten völlig vernachlässigt wurde. Auf der andern Seite fand er eine nahezu göttliche Verehrung des Propheten, die dieser nie beansprucht hatte, und überhaupt erregte der allenthalben verbreitete und an manchen Orten lebhaft gepflegte Heiligen- und Reliquienkultus des Islams bei ihm Anstoß als

eine dem Propheten noch unbekannt gewesene Neuerung. All das nannte er Götzendienst, und Götzendiener waren ihm die, die trotz seiner Mahnungen nicht davon lassen wollten. Er verlangte Aufgabe all dessen, was im Koran und der alten Überlieferung verboten oder nicht als erlaubt daraus zu erweisen war, und dafür peinlich strenge Befolgung der wirklichen Gebote, also z. B. strikte Durchführung des Weinverbots, des Verbots seidene Kleider zu tragen, des Tabakverbots usw. Die Wahhâbiten errangen in Arabien glänzende Erfolge, zerstörten die Heiligengräber und führten, soweit ihr Arm reichte, eine streng gesetzesgemäße Lebensweise ein; dabei hielten sie sich frei von religiöser Schwärmerei und supranaturalistischen Hilfsmitteln. Heute dürfte ihre Zahl im inneren Arabien etwa eine Million betragen.

5. Wie Allah der Gott und Mohammed der Prophet, so sind die Araber ursprünglich das Volk des Islams (vgl. S. 20). Außer den mohammedanischen Arabern, also der Masse der Bewohner der arabischen Halbinsel, gab es z. B. im Norden christliche Araberstämme, die unter persischer und byzantinischer Botmäßigkeit standen. Aber in ihrem Nationalgefühl und ihrer Lebensweise waren sie Araber so gut wie die mohammedanischen Araber und machten, als nach Mohammeds Tode der Islam in jenen Gegenden gesiegt hatte, fast sämtlich gemeinsame Sache mit den Mohammedanern. Die großen Siege, durch die das persische Reich zerstört, dem byzantinischen Reich Syrien und Nordafrika entrissen wurde, sind ausschließlich von Arabern erfochten. Sie traten unter die seßhafte Bevölkerung der eroberten Länder mit dem alten Araberstolz und betonten dem zum Islam übergetretenen Nichtaraber gegenüber, daß aus ihrer Mitte der Prophet erstanden sei, wie sich denn überhaupt selbst innerhalb des Islams die Nationalitäten, z. B. in der älteren Zeit namentlich Araber und Perser, schroff gegenüberstanden.

Aber nicht einmal im Verkehr der arabischen Stämme untereinander vermochte die Erinnerung an die Grundsätze Mohammeds, Eintracht oder auch nur Friede zu schaffen. Der Stammespartikularismus lebte fort, die Regierungen konnten seiner nicht Herr werden oder nützten ihn gar aus, altererbter und neu entstandener Haß machte sich in Bürgerkriegen Luft. Das arabische Element des Reiches litt schwer hierunter. Dazu kam, daß mit dem Stillstand der Eroberungen auch die Quellen

der früher ungeheuren Kriegsbeute versiegten und der Wohlstand der Araber zerrann. Nichtarabische Mohammedaner — im Osten die Perser — verstanden es, den Arabern den Rang abzulaufen und Regierungspartei zu werden. Es kam eine Zeit, da die Araber am Chalifenhofe geradezu gehaßt und aus der Armee und den wichtigeren Regierungsämtern entfernt wurden. Der Islam hatte gesiegt, aber die Nationalität, die ihn in den Orient hinausgetragen hatte, war und blieb um die Orientherrschaft und ihre Genüsse geprellt. Die arabische Halbinsel war allerdings auch fürderhin immer die Domäne der arabischen Nationalität und beherbergt arabische Staatengebilde, allein außerhalb gibt es noch heute keinen arabischen Staat in der mohammedanischen Welt.

VI. Anhang: Literatur.

Leider fehlt es fast gänzlich an Einzelarbeiten über die mannigfaltigen Betätigungen Mohammeds und speziell über die Probleme, die der Koran aufgibt. Aus der Reihe der besseren Gesamtdarstellungen sei im folgenden eine Auswahl gegeben.

Das Fundament der ganzen neueren Mohammedbiographie ist das dreibändige Werk A. Sprengers „Das Leben und die Lehre des Mohammed, nach bisher größtenteils unbenutzten Quellen". Zweite (Titel)auflage Berlin 1869. Es läßt zwar die Schattenseiten im Charakter Mohammeds zu einseitig hervortreten, ist aber ausgezeichnet durch Fülle des Stoffs und der Gedanken und auch heute noch von unschätzbarem Werte. Es enthält zugleich umfangreiche Auszüge aus den arabischen Quellen und kann daher auch von der Art der mohammedanischen Darstellungsweise einen Begriff geben. — Einen weiteren Fortschritt bedeutete dann H. Grimmes „Mohammed. Erster Teil: Das Leben. Zweiter Teil: Einleitung in den Koran. System der koranischen Theologie." Münster 1892. 1895. Hier ist die Bedeutung des sozialen Moments für die Entstehung des Islams in den Vordergrund gerückt. Die ausführliche koranische Dogmatik des zweiten Bandes ist bisher ein Unikum. — Eine kurze Mohammedbiographie desselben Verfassers bietet „Die weltgeschichtliche Bedeutung Arabiens. Mohammed." München 1904, wo auch die Ergebnisse der neueren Forschungen über die südarabische Religion verwertet sind. — A. Müller „Der Islam im Morgen- und Abendlande." Zwei starke Bände, Berlin 1885—87, enthält im ersten Bande S. 44—207 eine Lebensbeschreibung Mohammeds und eine Zusammenstellung seiner Lehren und Gesetze. — Für die Aufhellung der diplomatischen Tätigkeit Mohammeds in Medina sind von Wichtigkeit die Untersuchungen J. Wellhausens in seinen „Skizzen und Vorarbeiten". Viertes Heft, Berlin 1889. — Die kritischen Fragen, die sich an die Zusammensetzung und Geschichte des Korans knüpfen, findet man bei Sprenger und

Grimme erörtert. Außerdem besitzen wir eine besondere Behandlung dieses Gegenstands von Th. Nöldeke „Geschichte des Korans", Gekrönte Preisschrift, Göttingen 1860 (eine zweite Auflage wird jetzt von F. Schwally besorgt). — Für das Verständnis des religiösen Milieus, in dem Mohammed lebte, sei verwiesen auf J. Wellhausen „Reste arabischen Heidentums", Skizzen und Vorarbeiten. Drittes Heft, zweite Auflage, Berlin 1897. Die Schlußkapitel bieten bereits den Ausblick auf die Zersetzung des arabischen Heidentums und die Stellung des Islams zu ihm.

Eine befriedigende Koranübersetzung gibt es nicht; die Schwierigkeiten sind sehr groß. Es seien z. B. erwähnt die Übersetzungen von L. Ullmann (1862), Fr. Rückert (posthumes Werk, 1888), M. Klamroth (1890), Henning (Reklamausgabe).

Eine anziehende Gesamtdarstellung der späteren Geschichte des Islams, die auch die religionsgeschichtlichen Verhältnisse berücksichtigt, ist das oben erwähnte Werk A. Müllers. — Eine systematische Übersicht der gesamten mohammedanischen Kultur gab zum erstenmale A. v. Kremer „Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen". Wien 1875—77, auch heute noch viel benutzt und für verschiedene Gebiete das einzige Hilfsmittel. — Von demselben Verfasser „Geschichte der herrschenden Ideen des Islams", Leipzig 1868, behandelt ausführlich den Gottesbegriff, die Prophetie und die Staatsidee. — Eine Fülle des Interessanten über die Stellung der mohammedanischen Theologie zum Begründer des Islams findet man bei J. Goldziher „Mohammedanische Studien". Zwei Teile, Halle 1889. 90.

Von den orientalischen Quellen ist begreiflicherweise nur ein kleiner Teil ins Deutsche übersetzt, z. B. „Das Leben Mohammeds nach Mohammed Ibn Ishak bearbeitet von Abd el-Malik Ibn Hischam." Übersetzt von G. Weil. 2 Bände. Stuttgart 1864. (Ibn Ishāk starb 768 n. Chr., Ibn Hischām 834.) Ferner „Muhammed in Medina. Das ist Vakidī's Kitāb al Maghāzī in verkürzter deutscher Wiedergabe" herausgegeben von J. Wellhausen. Berlin 1882. (Der Verf. starb 823 n. Chr.)

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Das davidische Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch in Jena. 8°. ca. 160 S. Geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Das Hauptziel dieser Darstellung ist, dem Leser ein möglichst deutliches Bild von David als Regenten, Kriegsmann, Politiker und Menschen zu vermitteln und ihm ein richtiges Verständnis für die weit über das davidische Zeitalter hinaus wirkende Bedeutung des Mannes zu verschaffen. Da aber das davidische Zeitalter nicht nur für die Geschichte des alten Israel von weittragendster Bedeutung gewesen ist, sondern auch zu den größten überhaupt gehört, die wir in der Geschichte kennen, so gibt die vorliegende Darstellung nicht nur eine Geschichte von Davids Leben und Wirken, sondern stellt diese Periode in die großen, geschichtlichen Zusammenhänge des alten Orients hinein und macht vor allem auch die geschichtlichen Bedingungen klar, die das Aufkommen einer so bedeutsamen Erscheinung, wie der des davidischen Königstums, ermöglicht haben.

Jesus. Von Professor Dr. O. Holtzmann in Gießen. 8°. IV u. 147 S. Geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Nachdem einleitend die besonderen Schwierigkeiten einer wissenschaftlichen Arbeit über Christus beleuchtet sind, wenden sich die folgenden Abschnitte Jesu Heimat und Volk, den Quellen seines Lebens und deren Glaubwürdigkeit zu, erzählen sein Leben und sein Evangelium und handeln von Jesus als Sünderheiland. Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu werden besprochen und abschließend das Glaubensurteil der verschiedenen Zeiten über die Person Jesu in dem Kapitel „Erlöser, Versöhner, Messias" dargestellt.

Volksleben im Lande der Bibel. Von Prof. Dr. Löhr in Breslau. 8°. ca. 144 S. Geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Bei dem in Palästina immer stärker eindringenden Strom europäischer Kultur dürften binnen kurzem die dort herrschenden, von fremdem Wesen unberührten Sitten und Anschauungen schwinden, deren Kenntnis für unser religionsgeschichtliches Verständnis unentbehrlich ist. Sie in ihren Grundzügen zu fixieren und zu schildern, ist die Aufgabe dieser Vorträge, die behandeln: Charakteristik von Land und Leuten. Stellung und Leben der Frau. Das Landleben. Das Geschäftsleben. Das moderne Jerusalem.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. Reckendorf in Freiburg i. B. 8°. IV u. 134 Seiten. Geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Verfasser macht es sich in dieser Biographie zur Aufgabe, weiteren Kreisen die Verhältnisse zu schildern, unter denen sich die Begründung des Islams vollzog. Eine solche Untersuchung gewährt einen ganz besonderen Reiz dadurch, daß Mohammed die Hauptstücke des Islams aus den Religionen des alten und neuen Bundes herübernahm und gerade durch sie die höchste Wirkung auf das religiöse Gemüt seiner Zeitgenossen ausübte. In großen Zügen zieht Mohammeds Leben an uns vorüber und zeigt uns sein Wirken als Religionsstifter, Heerführer und Staatsmann.

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Von Geh. Rat Prof. Dr. Kluge in Freiburg i. B. 8°. IV u. 147 S. Geheftet M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

„Diese zehn Abhandlungen der deutschen Sprache sind in einem äußerst klaren und feingefeilten Stil geschriebene, abgerundete Erörterungen über zehn für die deutsche Sprachwissenschaft wie überhaupt für das Verständnis des Wesens und Werdens unserer Muttersprache wichtige Probleme. Der Wortforscher Kluge kommt dabei besonders in Betracht, schon im ersten Aufsatz, der die Kulturarbeit des Christentums an dem Wortbestand unserer Sprache behandelt. Die historische Betrachtung, die allein vor Mißgriffen schützen kann, und die ständige Bezugnahme auf die Bereicherungen und Einflüsse, welche die Schriftsprache, das höchste Produkt unserer sprachlichen Entwicklung, in der Geschichte, aus den Mundarten und Berufssprachen, vom Ausland erfuhr, zeichnen auch alle folgenden Aufsätze aus." Frankfurter Zeitung, 16. Dez. 1906.

Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Neu herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. OTTO BRAUN. 8°. XXIII u. 170 S. Geh. M. 2.60, in Originalleinenbd. M. 3.20.

Diese Schrift ist ein lebendiges Zeugnis jenes glühenden Idealismus, der in der Blütezeit deutscher Spekulation auf unseren Universitäten herrschte. Sie hält unserer zum Spezialistentum neigenden Zeit das Ideal einer großen Einheit der Wissenschaft vor, vertieft durch eine metaphysisch-künstlerische Weltanschauung. In glänzender Sprache geschrieben, erscheint sie berufen, auch in der modernsten Bestrebung zur Konzentration und wahren Kultur vertiefend und klärend einzugreifen.

Die Einleitung des Herausgebers gibt ein klares Bild der historischen Stellung Schellings und der Bedeutung der Vorlesung in seine Philosophie und für die Gegenwart.

Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810. Von Dr. OTTO BRAUN. 8°. 76 Seiten. Geheftet M. 1.80.

In der vorliegenden aus Euckens Schule hervorgegangenen Untersuchung sucht der Verfasser die letzten Triebfedern in der Weltanschauung Schellings klarzulegen, die sich aus ihnen ergebende Ausgestaltung des Weltbildes zu schildern und den eigentümlichen Lebenstypus zu zeichnen. Insbesondere verfolgt er anhand von Schellings Schriften die so tiefgehenden Wandlungen, die den Philosophen in den Jahren 1800—1810 von Optimismus und Lebensdrang zu einer der Lebensverneinung zuneigenden Weltanschauung führten.

Naturwissenschaften

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle von Privatdozent Dr. **P. Eversheim** in Heidelberg.

Phanerogamenkunde von Prof. Dr. **Gilg** in Berlin.

Pflanzenkunde von Prof. Dr. **H. Glück** in Heidelberg.

Parasitismus im Tierreich von Hofrat Prof. Dr. **L. v. Graff** in Graz.

Feuergewalten der Erde von Prof. Dr. **H. Haas** in Kiel.

Grundzüge der Chemie von Prof. Dr. **H. Immendorff** in Jena.

Die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Elektrizität und ihre Anwendung von Prof. Dr. **Kalähne** in Danzig.

Das Wetter und sein Einfluß auf das praktische Leben von Prof. Dr. **C. Kaßner** in Berlin.

Beleuchtungswesen von Privatdozent Dr. **G. Lockemann** in Leipzig.

Himmelskunde von Privatdozent Dr. **A. Marcuse** in Berlin.

Bakterien und ihre Bedeutung von Privatdozent Dr. **H. Miehe** in Leipzig.

Kryptogamenkunde von Prof. Dr. **M. Moebius** in Frankfurt a. M.

Hörbare, sichtbare, elektrische und Röntgenstrahlen von Geh. Rat Prof. Dr. **F. Neesen** in Berlin.

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen von Prof. Dr. **J. Pohlig** in Bonn.

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens von Privatdozent Dr. **P. Schuster** in Berlin.

Giftige Tiere von Prof. Dr. **O. Taschenberg** in Halle.

Moderne Chirurgie von Geh. Rat Prof. Dr. **H. Tillmanns** in Leipzig.

Die bildende Kunst der Gegenwart

Ein Büchlein für die breiten Massen des Publikums, die Künstler und Kunstfreunde von JOSEF STRZYGOWSKI, o. Professor a. d. Universität Graz. Gr. 8, ca. 300 S. Mit zahlreichen Abbildungen. Geschmackvoll broschiert ca. M. 3.60, in Originalleinenband ca. M. 4.20.

Aus dem Inhalt: Monumentalbau — Denkmalbau — Privatbau — Kunstgewerbe — Ornament — Bildhauerei — Zeichnung — Malerei: Mißachtung des Gegenstandes, Malerei für Feinschmecker, Landschaft, Monumentalmalerei, Böcklin und Goethes Psalm an die Natur. — Anhang: Kunststreit, Reichstag und Liebermann.

Diese mitten in das Leben der Gegenwart eingreifenden Bekenntnisse werden durch eine freimütige Aussprache das Nachdenken über Dinge anregen, die für gewöhnlich nur allzu vogelfrei dem Alltagsleben ausgeliefert bleiben. In geistsprühender Weise zieht der Verfasser das gesamte moderne Kunstschaffen in den Rahmen seiner Untersuchung, wertet unter ständigem Rückwärtsschauen auf die durchlaufene Entwicklung ihre Leistungen und forscht nach ihren tiefsten Wesensbedingungen. So wird dies von echter Begeisterung durchglühte Buch auf uns, die wir der Fülle der modernen Kunstrichtungen und ihren Versuchen oft ratlos gegenüber stehen, klärend einwirken. Es wird unsere meist allzu flache Kunstanschauung vertiefen, unser Verhältnis zu den bildenden Künsten verinnerlichen, und unserem rastlosen Suchen nach Idealen, an denen unser Gemüt sich erheben kann, die Richtung weisen.

Praktische Fragen des modernen Christentums

Fünf Vorträge von Pfarrer FOERSTER-Frankfurt a. Main Pfarrer Lic. JATHO-Köln • Prof. Dr. ARNOLD MEYER-Zürich • Privatdozent Lic. NIEBERGALL-Heidelberg • Pfarrer Lic. TRAUB-Dortmund. 8. ca. 160 Seiten. Broschiert ca. M. 1.60, in Originalleinenband ca. M. 2.—.

Aus dem Inhalt: Was halten wir von der Taufe (Traub) — Welche Bedeutung hat für uns das Abendmahl (Jatho) — Wie erziehen wir unsere Jugend zu wahrer Frömmigkeit (Arnold Meyer) — Konfirmationsnöte (Niebergall) — Was sind uns die kirchlichen Bekenntnisse (Foerster)

Dies Buch will allen denen Anregungen und Hilfe bieten, welche eine Weltanschauung gewinnen oder in sich festigen möchten, die von unbefangenem Wahrheitssinn getragen, Glauben und Wissen zu versöhnen sucht und sich daher gleichzeitig echt christlich und echt modern nennen darf.

BP
75
R37

Reckendorf, Hermann
Mohammed und die Seinen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 11 25 05 013 9